rm.g 636 t (1

<36602795030013
<36602795030013
Bayer. Staatsbibliothek

Germ. g. 636 1/(1

Gottschalck
Ritter-
burgen
Deutschlds.
1

89 Bg

Germ. g. 636 (1)

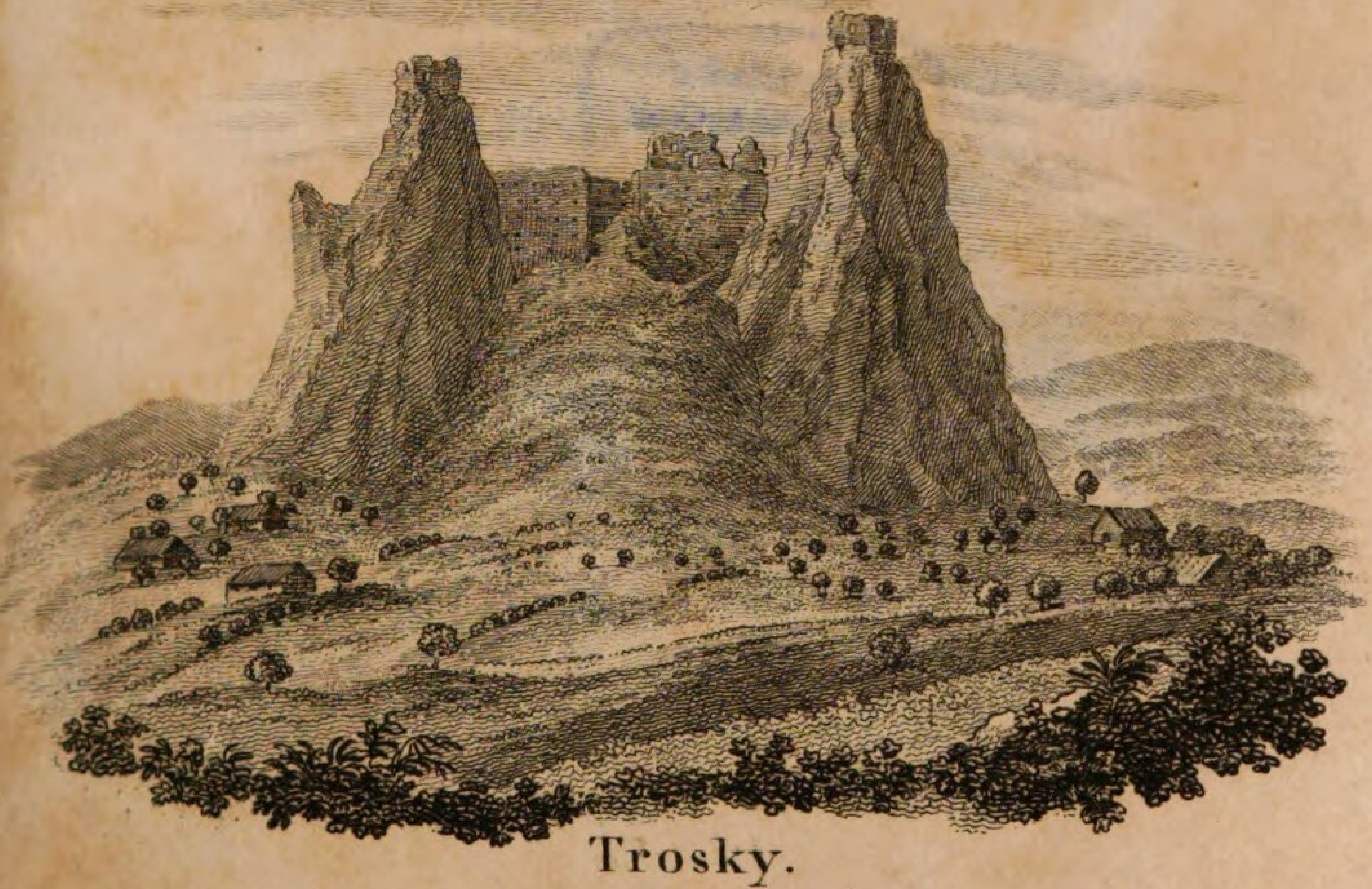
Germ. g. 636 x (1

Die Ritterburgen und Bergschlößer Deutschlands

von

Friedrich Gottschalck

Herzogl: Anhalt: Rathe.



Trosky.

Erster Band.

Halle,

bei Hemmerde und Schwetschke, 1810.

Martin sc. Leipzig.

G 20/7 707

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

ERZIEHER AKADEMIE
DER
ADOLF-HITLER-SCHULEN

44/235

Die
Ritterburgen
und
Bergschlösser
Deutschlands.

Erster Band.

Vorrede.

In allen, besonders in den Gebirgsgegenden Deutschlands erblickt man Ruinen von den Wohnungen unserer Ahnherren, einer kräftigen Menschenrace, die rauh wie die Luft, die sie umgab, auf ihren Bergen hauste. Hoch und fest baueten diese Adler ihre Nester. Jahrhunderte zogen herauf, sie zerfielen, und wie Bilder aus einer Fabelwelt stehen für uns ihre Ruinen da. Wir blicken sie mit Staunen an, und sie sehen finster herab in die Thäler, in welchen wir bei einander sitzen und uns Gespenstergeschichten von ihnen erzählen; denn dem verweichlichten Enkel ist jede große Erscheinung gespenstisch geworden.

Nicht immer wußte man jene Ueberreste gehörig zu schätzen, und nur selten würdigte man sie derjenigen Aufmerksamkeit, die sie, selbst in historischer Hinsicht, wohl verdienen. Der fleißige, zu seiner Zeit verdienstvolle Johann Gottfried Gregorius lieferte zwar schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts, unter dem angenommenen Namen Melißantes, eine „Curiöse Beschreibung Einiger vormals berühmten, theils „verwüsteten und zerstörten, theils aber wieder „neu aufgebaueten Bergschlösser in Teutsch„land," welche sogar 1721 eine zweite Auflage erlebte. Ferner schrieb er den „Nun eröffneten Schauplatz denkwürdiger Geschichte, auf „welchem die Erbauung und Verwüstung vieler „berühmter Städte, Schlösser u. s. w. präsen„tiret wird. 2 Theile. 1715." Seitdem aber hat die Bearbeitung dieses Gegenstandes fast ganz geruht, bis man vor einigen Decennien anfing, jenen Vesten den Blick der Untersuchung wieder zu weihen. Es erschienen in Reisebeschreibungen, in Journalen, besonders in Provinzialblät-

tern hier und da Bruchstücke oder auch vollständige Erzählungen von den Schicksalen dieser und jener Burg, so wie auch Sammlungen von Nachrichten von Burgen gewisser Provinzen und Gegenden hervortraten. *) Das Interesse an solchen historischen Darstellungen aus einer Zeit, deren romantischer Charakter uns so unendlich anzieht, hat wohl eher zu- als abgenommen. Irre ich hierin nicht, und besticht mich die lebhafte Vorliebe für mein Pflegekind nicht zu sehr, so glaube ich auch, daß die Erscheinung einer Sammlung von Nachrichten über die Burgen Deutschlands für Manchen willkommen seyn werde.

Ich sage, eine Sammlung von Nachrich-

---

*) Sammlung der Ruinen und Ritterburgen in Franken. Fürth, 2 Hefte. — Malerische Skizzen von Teutschland, von Günther und Schlenkert, 2 Hefte. — Historisch-malerische Darstellungen aus Böhmen, von Meißner. (Diese drei Werke sind unvollendet geblieben.) — Müldener, diplomatische Nachrichten von zerstörten Bergschlössern in Thüringen. — Helfrecht, Ruinen, Alterthümer und noch stehende Schlösser auf dem Fichtelgebirge. Hof.

ten; denn leider ist man größtentheils nicht im Stande, die Geschichte einer Burg im Zusammenhange und ohne Lücke liefern zu können. Häufig sind die eifrigsten Bemühungen darum ohne Erfolg, und das Forschen nach den nöthigen Hülfsmitteln ganz oder doch mehrentheils umsonst. Hieran sind theils die Kriege, die Deutschland so lange verwüsteten, welche den Sturz der meisten Burgen veranlaßten, und wobei die Quellen, aus denen ihre Geschichte zu schöpfen wäre, ein Raub der Flammen oder zügelloser roher Menschenhorden wurden, theils die scholastische Gelehrsamkeit, die über ihren Spitzfindigkeiten dergleichen Denkmähler vergaß, und endlich eine gewisse unbegreifliche Gleichgültigkeit unserer Vorfahren Schuld. Wo man aber auch nicht mit dem Mangel an Datis zu kämpfen hat, da tritt die Trockenheit der Materie in den Weg. Jahrzahlen und Nomenklaturen, etymologische Streitigkeiten und genealogisch-diplomatisch-heraldische Grübeleien, woraus man sonst so gern die Hauptsache machte

wie wäre zu erwarten, mit diesen viele Leser zu finden. Höchstens könnte sie dem genießbar seyn, der mit ihnen in vaterländischen oder sonstigen Verhältnissen steht, einem Dritten aber nicht. Um nun diese Dürre weniger fühlen zu lassen, und meinen Lesern auf der Reise durch solche Steppen einige Blumen darreichen zu können, habe ich da, wo es möglich war, und wo es, unbeschadet der historischen Wahrheit, geschehen konnte, romantische Begebenheiten und Erzählungen, Mährchen und Volkssagen, die mit der Sache in Verbindung standen, eingemischt. Da ich nicht für den Geschichtsforscher schreibe, mein Buch nur der Unterhaltung für eine zahlreiche Klasse von Lesern gewidmet ist, so wird man wohl diese Art der Behandlung meines Gegenstandes nicht mißbilligen.

Von allen Burgen und Bergschlössern in Deutschland Nachrichten zu liefern, liegt im Plane meines Unternehmens. Bei der so außerordentlich großen Anzahl derselben möchte man diesen Plan vielleicht zu ausgedehnt finden, und

diesem Werke eine zu bändereiche Größe pro=phezeihen. Diesen Einwürfen glaube ich aber dadurch zu begegnen, wenn ich bemerke, daß 1) von vielen Burgen so wenige Nachrichten aufzufinden sind, daß sie kaum einige Oktav=seiten füllen werden, und 2) Schlösser, deren Entstehungsjahr in die zuletzt verwichenen zwei Jahrhunderte fällt, von meinem Plane ganz ausgeschlossen sind. Ließe sich die Geschichte jeder Burg ohne Lücke mittheilen, dann möch=te es freilich ein Unternehmen heißen, das nicht nur Eines Menschen Kräfte überstiege, sondern auch die Geduld der Käufer und Leser auf das höchste in Anspruch nähme.

Die Ordnung, in welcher ich die Burgen folgen lassen werde, soll weder eine alphabeti=sche, noch eine nach geographischen Eintheilun=gen geregelte seyn. Erstere würde viele Schwie=rigkeiten ohne Nutzen herbeigeführt haben, und mit letzterer würde Vereinzelung des Interesse's verknüpft gewesen seyn. Wenn ich zum Bei=spiel im erstern Bande alle Burgen im Wir=

tembergschen, im zweiten alle die in Schlesien, im dritten die des Herzogthums Gotha u. s. w. zusammengefaßt hätte, so würde der erste Band Wirtembergern, der zweite Schlesiern, der dritte Gothanern willkommen gewesen seyn; aber außerhalb dieser Länder würde man sich wenig oder nicht darum bekümmert, und der Badener würde erst den Band ergriffen haben, der die Burgen seines Landes, so wie der Westphale den, der ihm seine einheimischen Schlösser beschrieb. Diese Einseitigkeit zu vermeiden, und für jeden Band ein größeres Publikum zu gewinnen, habe ich den Weg eingeschlagen, daß ich, nach Maaßgabe der mir zu Gebote stehenden Materialien und Hülfsquellen, aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands Schlösser heraushob, und ihre Geschichte in Einen Band vereinigte. So sehr ich nun von den Vortheilen dieser Einrichtung, und besonders davon überzeugt bin, daß auf diese Art jeder Band ein ausgebreitetes Publikum und in vielen Gegenden Deutschlands zugleich Eingang finden

werde, so wenig bin ich für die Vortheile blind, welche aus dem auf die geographischen Länderabtheilungen Deutschlands gegründeten Systeme in der Bearbeitung hervorgegangen wären. Allein abgerechnet, daß ich mit unglaublichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hätte, wenn ich ihm ganz treu bleiben wollte, so sind die Länderabtheilungen, nach den in unsern Tagen gemachten Erfahrungen, eine viel zu schwankende Basis und viel zu leicht Veränderungen ausgesetzt, als daß sich darauf ein festes System gründen ließe. Wie leicht könnte nicht mein Plan, mitten in seiner Ausführung, durch eine neue geographische Metamorphose um und um geworfen werden, und ich mich dann ganz in Zweifel gesetzt sehen, welchen Weg ich nun einschlagen sollte! So aber mögen diese Veränderungen seyn welche sie wollen: auf meinen Plan haben sie keinen Einfluß. Ein jedem Bande beigefügtes Inhaltsverzeichniß, ein am Schlusse des Werks angehängtes alphabetisches Generalverzeichniß, nebst einer nach den alsdann be-

stehenden geographischen Eintheilungen eingerichteten Uebersicht aller Burgen, sollen in keinen Fällen des Nachschlagens unbefriedigt lassen, und das auf der einen Seite ersetzen, was man auf der andern vermissen möchte.

Es war eine Lieblingsidee von mir, diese Gallerie deutscher Burgen mit Kupfern verziert, und jede Burg abgebildet beigefügt zu sehen; aber der Ausführung stellen sich nur zu viele Hindernisse in den Weg. Theils würde es mit großen Schwierigkeiten verknüpft gewesen seyn, Zeichnungen von allen zu erhalten; theils würde es den Preis des Werks zu sehr erhöht, und die Käufer zurückgeschreckt haben; theils hat mich auch die Erfahrung gelehrt, daß solche kostspielige literarische Unternehmungen selten auf die Dauer unterstützt werden, und gewöhnlich unbeendigt bleiben. Ich bin daher davon abgestanden, habe aber, um denen, welche mit mir solche Ansichten gewünscht hätten, einigermaßen zu genügen, immer anzugeben gesucht, ob und wo dergleichen zu finden sind.

Welche Quellen ich benutzte, findet man am Schlusse jedes Artikels angezeigt. Ich habe absichtlich diese Einrichtung getroffen, um den Text so wenig als möglich durch Citate zu entstellen.

Beiträge zur Fortsetzung dieser Sammlung würden mir sehr willkommen seyn, besonders aus Gegenden, die von meinem Wohnorte weit entfernt sind.

Ballenstädt am 30. Novemb. 1809.

Friedrich Gottschalck,
Herzogl. Anhaltischer Rath.

Inhalt
des ersten Bandes.

Ueber die Entstehung, den Verfall und die Bauart der Ritterburgen in Deutschland Seite I—XLVII

I. Kynast bei Warmbrunn in Schlesien . Seite 1

II. Hohenzollern bei Hechingen im Fürstenthum Hohenzollern-Hechingen 33

III. Scharzfeld bei Osterrode am Harz im Königreich Westphalen 49

IV. Gleisberg oder Kunitzburg bei Jena an der Saale im Herzogthum Sachsen-Weimar . 65

V. Giebichenstein bei Halle an der Saale, im Königreich Westphalen 71

VI. Anhalt bei Ballenstädt am Harze im Herzogthum Anhalt-Bernburg 95

VII. Stolpen bei Dresden im Königreich Sachsen 105

VIII. Falkenberg bei Detmold im Fürstenthum Lippe 123

IX. Starchemberg bei Wien 129

X. Plesse bei Göttingen im Königreich Westphalen 141

XI. Wirtemberg bei Stuttgart im Königreich Wirtemberg . . . . Seite 169
XII. Spatenberg bei Sondershausen im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen . . . 181
XIII. Lichtenberg bei Ostheim vor der Rhön, im Herzogthum Sachsen-Weimar 203
XIV. Troßky im Königreich Böhmen . . 213
XV. Harzburg zwischen Goslar und Wernigerode am Harz im Königreich Westphalen . . 221
XVI. Berneck zwischen Bayreuth und Hof . 239
XVII. Strausberg bei Sondershausen im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt 251
XVIII. Nordeck bei Marburg im Königreich Westphalen 261
XIX. Rötteln bei Lörrach im Großherzogthum Baden 269

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Ueber
die Entstehung, den Verfall
und die Bauart
der Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands.

Eine gedrängte Darstellung desjenigen, was zur Erbauung der deutschen Bergschlösser Veranlassung gab, eine Aufzählung der mannigfachen Ursachen zu ihrer Zerstörung und zu ihrem Verfall, und einige allgemeine Bemerkungen über die gewöhnliche äußere und innere Struktur derselben, dürften wohl keine überflüssige Einleitung in die Geschichte und Beschreibung der Burgen seyn. Sie wird einen Ueberblick vom Ganzen gewähren, welcher bei der speciellen Geschichte der Burgen nicht anzubringen war. Sie wird, indem sie die Ritterzeiten in ihrer wahren Gestalt zeigt, dazu beitragen, den lachenden Gemälden, die wir in Romanen und Gedichten davon finden, und durch welche sie eigentlich so viel Anziehendes für uns erhalten haben, das blendende Kolorit zu nehmen. Sie wird die Ueberzeugung herbeiführen, daß wir uns glücklich preisen können, sie nicht erlebt zu haben, und dagegen von einer höhern Stufe der Kultur

[library stamp]

auf jene rohen Zeiten zurückblicken können, wo das Recht des Stärkern — vor dessen Rückkehr, wenn auch in abgeänderter Form, uns und unsere Nachkommen der Himmel bewahren wolle — das einzig geltende war. Sie wird endlich manchen Wiederholungen vorbeugen, die außerdem nöthig gewesen wären, um verständlich zu seyn.

In den Zeiten der nächsten Nachkommen Ludwigs des Frommen, eines Sohnes Karls des Großen, wurden die Grenzen des unter Einem Könige vereinigten Deutschlands durch die Anfälle und durch die Einbrüche benachbarter fremder Völker außerordentlich beunruhigt. Vorzüglich versuchten es die Normänner, ein Zusammenfluß dänischer, norwegischer und schwedischer Seeräuber, an den nördlichen Grenzen Deutschlands, die slavischen Völkerschaften aber, und vor allen die Sorben, die Wenden und Böhmen, von der Elbe her, in Thüringen und in das heutige Niedersachsen einzudringen. Gelang ihnen ein solcher Raubzug, so verwüsteten, mordeten und raubten sie nach Art der Barbaren. Alle Kriege, gegen sie geführt, alle Einfälle, die in ihre Länder gethan wurden, waren nicht hinreichend, diese wilden Horden zu zähmen, und sie in ihren Grenzen zurückzuhalten. Um dies nun zu bewirken, fingen besonders die Grenzbewohner an, feste Oerter zu erbauen, in welchen sie gegen ihre Feinde gesichert waren, und von wo aus

sie sich besser vertheidigen konnten. Die Muster dazu nahmen sie von den in den Gegenden des Rheins und der Donau noch in Menge befindlichen römischen Burgen her. Eine jede solche Burg wurde demnach eine kleine oder größere Festung, die nur mit Gewalt nach einer ordentlichen Belagerung erobert werden konnte.

Anfangs erlaubten die Könige die Anlegung solcher Oerter sehr gern, ja sie ermunterten sogar dazu, indem sie durch die Befestigung ihrer Grenzen ihre eigene Sicherheit und Selbsterhaltung gegründeter glaubten; aber nur zu bald mußten sie einsehen, daß sie durch diese von den Umständen abgedrungene Erlaubniß die äußere und innere Ruhe des Staates auf das gefährlichste untergraben hatten.

Der Adel fing nämlich an, hier und da auf den ihm zugehörigen Hügeln und Bergen befestigte Schlösser zu errichten. In diese legte der Eigenthümer eine Art von Besatzung, die gewöhnlich keinen Sold erhielt, sondern sich von Raub und Beute nährte, die umliegende Gegend ausplünderte und die Vorüberziehenden beraubte. Es schien ihnen zweckmäßig und vortheilhaft, in Streitigkeiten mit ihren Nachbarn das durch das Kampfrecht scheinbar gebilligte Recht der Selbsthülfe auszuüben. Sie verheerten daher die Besitzungen dessen, der sie beleidigt hatte, oder an welchen sie eine rechtliche Forderung zu haben glaubten. Jeder, der im Stande war, sich durch einen Theil seiner Besitzungen, die er Andern zu Lehn gab, einen Anhang von getreuen Vasallen zu ver-

schaffen, bediente sich eines uneingeschränkten Rechts der Waffen: und so entstand das Faustrecht.

Dieses schreckliche, durch die Gesetze begünstigte Recht, Privatstreitigkeiten durch Privatkriege zu schlichten, machte Deutschland viele Jahrhunderte lang zum unglücklichsten Schauplatze von Krieg, Raub, Mord und Brand. Man übte es nicht nur gegen seine Feinde, oder gegen solche aus, an die man gegründete Ansprüche zu machen hatte, sondern die mächtigen Burgbesitzer mißbrauchten es auch ohne allen rechtlichen Schein, die benachbarten Landleute zu überfallen, zu berauben, oder zu zwingen, sich unter ihren Schutz zu begeben und ihnen Dienste zu leisten. Aber auch damit begnügten sich die Burgherren nicht. Viele von ihnen lebten als öffentliche Räuber, indem sie die Heerstraßen mit ihren Reisigen besetzten und Reisende beraubten und plünderten. Einem vorüberziehenden Kaufmann Alles abnehmen; einen Landeigenthümer auf seinem Guthe überfallen und ausplündern; einem reichen Pfaffen auflauern, ihn auf die Burg schleppen, und so lange gefangen halten, bis er sich durch eine beträchtliche Summe gelößt hatte: das war so wenig Schande, daß mancher Nominal-Edle sich es vielmehr zur Ehre anrechnete, oder es doch für ein erlaubtes Handwerk hielt. Diese Art von Gewaltthätigkeiten der Schnapphähne gegen die Geistlichkeit nannte man in der Sprache des Faustrechts das Niederwerfen, wogegen die Dekretalen der Päpste stets, jedoch immer fruchtlos, eiferten. Selbst Exkom-

munikationen und Interdikte wirkten nicht, da sie zu häufig kamen.

Die deutschen Könige widersetzten sich zwar aus allen Kräften diesen himmelschreienden, für ihre eigene Existenz gefährlichen, Gewaltthätigkeiten, und ließen die Raubburgen so viel möglich zerstören; allein sie waren zu schwach, ihren Anordnungen den gehörigen Nachdruck zu geben: und so fraß das eingerissene Uebel wie ein Krebsschaden immer mehr um sich.

Schon in der Mitte des neunten Jahrhunderts ließen die damaligen deutschen Könige Verordnungen gegen das eingerissene Faustrecht ergehen, worin sie den Uebertretern mit dem göttlichen und königlichen Bann droheten. Karl der Kahle ließ im Jahre 864 alle Burgen, die ohne königliche Erlaubniß erbauet waren, niederreißen; allein die Zwistigkeiten in der regierenden Karolingischen Familie und die immerwährende Furcht vor den Anfällen benachbarter Völker, besonders der Hunnen, welche die Einrichtung kriegerischer Anstalten zur Vertheidigung des Vaterlandes zur Hauptbeschäftigung der Regierung machen mußte, so wie die Eifersucht und das unaufhörliche Entgegenstreben der Könige und mehrerer zu mächtig gewordener Staatsbedienten, endlich noch die schädlichen Folgen des Lehnwesens, waren die Ursachen von dem Sinken des Ansehens der Könige, und wurden eben hierdurch die Stützen des Faustrechts. Die Könige mußten zufrieden seyn, daß ihre Vasallen die Lehndienste gehörig leisteten, wenn sie sie dazu auf-

forderten, und durften sich nicht viel darum bekümmern, was jene mit ihren Bauern oder Leibeigenen vornahmen, oder was sie untereinander für Streitigkeiten hatten.

So griff das verderbliche Faustrecht immer weiter um sich, vorzüglich zu Ende des neunten und im Anfange des zehnten Jahrhunderts. Das Uebergewicht, das um diese Zeit der geistliche Stand über den weltlichen erhielt, gab Gelegenheit zu einer heftigen und gefährlichen Eifersucht zwischen beiden Ständen, und erzeugte auch eine Menge grausamer Befehdungen, die oft nur durch die äußerste Strenge der Könige beigelegt werden konnte. *)

Den Vortheil, den der Besitz der Burgen in Fehden gewährte, verkannten indessen die Regenten selbst nicht. Ludwig II., Landgraf von Thüringen, erbauete die Wartburg, die Neueburg, und Kaiser Heinrich IV. ließ von 1072 bis 1076 eine überaus bedeutende Anzahl Burgen in Thüringen und Sachsen wider die Bewohner dieses Landes aufführen. Wo nur ein gelegener Hügel war, ließ Letzterer Kastelle anlegen. Wurde eine Stadt, eine Burg belagert und nicht bald erobert: gleich stiegen um sie Burgen in die Höhe, an welchen das Landvolk Tag und Nacht arbeiten und die Kosten des Baues noch obenein tragen mußten. Alle belegte Heinrich mit starker Besatzung, welche nicht er besoldete, sondern das Land

*) Geschichte des Ritterwesens im Mittelalter, von J. Kaiserer. Wien 1804. 8. S. 329.

unentgeltlich verpflegen mußte. Dieses wäre nun noch zu ertragen gewesen, allein diese Besatzungen verlangten mehr als ihnen zukam, und da sie dies nicht gutwillig erhielten, so beraubten und plünderten sie die umliegende Gegend, trieben Heerden weg und begingen überhaupt alle mögliche Ausschweifungen. Um sich dagegen zu schützen und Gewalt mit Gewalt vertreiben zu können, legten die Landbewohner ebenfalls feste Burgen an: *) und so war denn immer eine Burg die Veranlassung zur Erbauung einer andern.

Wie sehr Heinrich den Anbau solcher Burgen übertrieb, davon finden wir in vielen Gegenden Sachsens und Thüringens noch jetzt die überzeugendsten Spuren. So sieht man in den Ebenen des Niederharzes, und besonders um Quedlinburg herum, gegen zwanzig Ueberreste alter Schlösser aus jenen unglücklichen Zeiten in einem Bezirk von zwei bis drei Meilen. **)

Alle diese Schlösser wurden aber in dem sächsischen Kriege, der von 1070 bis 1089 dauerte, bald von den königlichen Völkern, bald von den Landesbewohnern erobert, zerstört und wieder aufgebauet, wie wir dies bei Erzählung der Schicksale mehrerer Schlösser dieser Gegenden ausführlicher hören werden.

Immer mehr breitete sich jedoch das Faustrecht aus,

*) Heinrich, deutsche Reichsgeschichte, 2ter Band, S. 367. 511. 512.

**) Mehr über Heinrichs erbauete Burgen wird bei der Geschichte des Schlosses Spatenberg vorkommen.

und nach der Erzählung gleichzeitiger Schriftsteller trieb die unlautere Beschäftigung des Straßenraubes der Adel fast ausschließend.

Deutschland hatte indessen außer den Normännern und Wenden noch einen neuen weit gefährlichern Feind an den Ungarn bekommen, welche ihre jährlichen Einfälle oft bis in das Innere, ja bis an die entgegengesetzten Grenzen Deutschlands ausdehnten. Diese Einfälle waren die Ursache, daß die Herzöge, Mark- und Landgrafen, auch andere Große, da die Rettung jeder einzelnen Provinz beinahe allein von ihren Vertheidigungsanstalten abhing, immer mächtiger wurden, das Ansehn der Könige aber desto tiefer sank. Die Vasallen jeder einzelnen Provinz setzten unter dem Schutze der Herzöge und der andern mächtigen Reichsbeamten ihre Befehdungen und Räubereien fort: und so geschah es, daß das Faustrecht, auch unter den Königen aus dem sächsischen Hause, ungehindert fortdauerte, und zuletzt für ein allgemeines, wohlhergebrachtes Recht gehalten wurde.

Heinrich II. erließ noch eine Verordnung dagegen, allein die Könige konnten es nicht mehr unterdrücken, sondern begnügten sich, wie Konrad II., damit, eine sogenannte Treuge, oder einen auf göttlichen Befehl für einige Tage in der Woche verordneten Waffenstillstand, bekannt zu machen.

Aehnliche, auf die Wiederherstellung des öffentlichen Landfriedens abzweckende Verordnungen erließen auch sei-

ne Nachfolger. *) Friedrich I. erneuerte die alte Strafe des Hundetragens für die Befehder, und verurtheilte 1155 wirklich zwei der angesehensten Reichsfürsten dazu: den Erzbischof von Mainz und den rheinischen Pfalzgrafen Herrmann von Stahleck, weil sie einander befehdet und die ganze Rheingegend durch Raub, Mord und Brand verwüstet hatten. Der Erzbischof wurde jedoch wegen seines hohen Alters davon dispensirt, aber der Pfalzgraf mußte mit noch zehn mitschuldigen Grafen eine deutsche Meile weit räudige Hunde tragen. Dies Beispiel machte in ganz Deutschland einen so wohlthätigen Eindruck auf die Befehder, daß sie ihre Waffen lange Zeit ruhen ließen, besonders da Friedrich überall herumreiste, verschiedene Raubschlösser zerstörte, und sogar einige ergriffene Räuber am Leben bestrafte. Friedrich wurde jedoch durch die unglücklichen italienischen Kriege verhindert, die Ordnung ferner so zu erhalten; und am Ende seiner Regierung mußte er die Befehdungen unter der Einschränkung zulassen, daß sie wenigstens drei Tage vorher durch einen sichern Boten angesagt werden sollten, damit Niemand ungewarnt und unvorbereitet überfallen werden konnte.

Friedrich II., der mit Leibes- und Lebensgefahr, ja mit der Gefahr, die Krone zu verlieren, in seinen Erbkönigreichen Ordnung und Gerechtigkeit hergestellt hatte, versuchte dies auch in Ansehung Deutschlands. Auf dem

*) Kaiserer, Gesetz des Ritterwesens, S. 335.

berühmten Reichstage, den er 1235 zu Mainz hielt, errichtete er einen Landfrieden für Deutschland. Nur schade, daß Friedrich zugleich König von Sicilien war, und daß er mehr an Italien, als an Vollstreckung seiner Gesetze in Deutschland dachte.

Wie es nach seiner wiederholten Exkommunikation und ungeachtet des angeordneten Landfriedens doch noch in Deutschland aussah, beschreibt uns ein damaliger Geschichtschreiber *) mit folgenden Worten:

„Papst Gregorius IX. exkommunicirte den Kaiser. „Nun freuten sich die Räuber, die Leuteschinder frohlock„ten über die erhaschte Beute. Die Pflugscharen wurden „in Schwerter, und die Sensen in Lanzen verwandelt. „Keiner war, der nicht Stahl und Stein bei sich führte, „um sogleich Feuer anlegen zu können.“

Auch Wilhelm von Holland sorgte für die öffentliche Ruhe, und brachte 1255 einen neuen Landfrieden zu Stande, allein da nach seinem Tode das Reich kein allgemein anerkanntes Oberhaupt hatte, so war an die genaue Vollstreckung weder seines, noch des Friedrichschen Landfriedens zu denken. Jeder that, was er wollte; jeder mußte sich zu schützen suchen, so gut er konnte.

So gab unter andern der Tod des Landgrafen, zuletzt Königs Heinrich Raspe, Veranlassung zu einem Successionskrieg unter seinen Seitenverwandten, welcher von 1248 bis 1265 Thüringen mit Unglück und Elend er-

*) Conradi episcopi chronicon bey Urstis, S. 574.

füllte, da jeder Herr seyn wollte und keiner es war. In diesem Kriege entstanden sechzehn neue Burgen, welche aber größtentheils auch im Laufe desselben wieder zerstört wurden. Eine thüringische Chronik *) schildert den damaligen Zustand Thüringens mit folgenden Worten:

„Als der römische König Heinrich (Raspe) ohne „Leibeserben starb, entstand viel Uebels und Bosheit „auf dem Lande zu Thüringen und Hessen, denn ein jeg„licher wollte des andern Herr seyn. Da waren zween „Ritter, Herr Herwig von Hurselgau, und Herr Jo„hann Otze mit andern ihren Helfern, die huben an, „und raubten von Eisenach an zween Enden, und trie„ben all ihr Vieh weg bis gen Zcemberg. Da fingen „sie den Vogt von Zcemberg, der ihnen das gerne ge„wehrt hätte. Darnach die andern Edlen Mächtigen, „die erwählten Berge, und baueten Schlosse, wo sie „wollten. Die erbarn Leute an der Werre worfen sich „zu Haufe und bauten Brandenfels. Die von Eschewe „bauten die Krachenburg und den Heldenstein. Die von „Stockhusen baueten die Malitenburg bei Fischbach, die „von Wangenheim baueten die Kalnburg. Die von „Kolstede baueten Stenfurth. Herr Herrman Schwarz, „Ritter, bauete Stroyß nauwe. Die von Lupnitze baue„ten Leuchtenwald. Die von Kobesten baueten Schar„fenberg, die von Frankenstein Waldenburg. Herr

*) Fortsetz. der thür. Chronik in Schminke's monument. Hassiae, Th. 2. S. 408.

„Walter von Forila ward Feynd der Grafen von Schwarz„burg und von Keffernberg, und verbrannten ihnen ihre „armen Leute, und die Grafen wollten ihm das weh„ren und kamen mit ihm zu Streit bei Homberg, und „es glückte ihm, daß er drei Grafen mit vielen erbaren „Leuten fing, und mit ihm heimführte.“

Dies war auch der Zustand von ganz Deutschland, nur daß es in einigen großen und geschlossenen Ländern, z. B. in Bayern, Böhmen und Brandenburg etwas leidlicher ausgesehen haben mag.

Die Burgen oder Schlösser, die schon in den vorigen Zeiten eine Plage von Deutschland waren, wurden es nun viel ärger. Nebst dem, daß mehrere davon in förmliche Raubschlösser ausarteten, waren auch die übrigen, die zur Beschützung einer Gegend angelegt waren, nicht viel besser. Ich will die Sache durch ein Beispiel erläutern, welches dem Leser ein deutliches Bild von den damaligen Zeiten entwerfen wird.

Ein fränkischer Ritter, Namens Schott, bauete auf den Grund und Boden des Klosters Banz das Schloß Schottenau. Er starb während des Baues, wurde exkommunicirt, und blieb lange Zeit unbegraben liegen. Dennoch suchte sein Sohn den Bau zu vollenden. Da kam der Herzog von Meran als Erb- und Schirmvogt des Klosters, und wollte auf dem nahe dabei gelegenen Berge Steglitz ebenfalls eine Burg bauen, obgleich der Bischof Otto von Bamberg, der den Berg dem Kloster geschenkt, schon im voraus alle die exkommu-

nicirt hatte, die sich unterstehen würden, eine Burg darauf zu errichten. Der Herzog bediente sich jedoch folgender Gründe gegen die Vorstellung des Abts: Als Vogt des Klosters habe er das Recht dazu; zur Verhütung der Beraubung und Verheerung seiner Güter müsse er es thun, und wenn er es nicht thäte, dürfte ihm der Bischof von Würzburg zuvorkommen. „Nun" — sagte der Abt in einer Urkunde des Klosters Banz — „war also „unsere Kirche in Mitte der Wölfe. Denn was die von „Schottenau übrig ließen, raubten die Burgmänner des „Herzogs, und was die Raupe noch übrig ließ, verzehr„te die Heuschrecke, und so weinten die Mönche, das „umliegende Land ward verheeret, der Ackersmann ge„plagt, und um die Früchte seiner Arbeit gebracht," bis endlich auf dringendes Ansuchen des Abts die Bischöfe von Bamberg und Würzburg mit dem Herzoge übereinkamen, daß beide Burgen niedergerissen werden sollten, welches auch geschah. *)

Ungeachtet der zu Gunsten der Geistlichen emanirten Konstitution Kaiser Friedrichs II., war in den folgenden Zeiten kein Berg, der nicht seinem Herrn oder dem Nachbar desselben die Versuchung eingeflößt hätte, eine Burg darauf zu erbauen, wie wir dies theils aus den noch vorhandenen Trümmern, theils aus andern Urkunden und Denkmalen ersehen können. Selbst die Erzbischöfe von Mainz hatten mehrere Fehden mit den Gra-

*) Schmidt, Geschichte der Deutschen, 7ter Bd. S. 156.

fen von Reineck, weil diese durchaus in dem benachbarten, dem Erzstifte zugehörigen Spessarter Walde Schlösser anlegen wollten. Hieraus kann man leicht schließen, wie es erst den minder Mächtigen ergangen seyn mag.

Ja sogar aus ihren gewöhnlichen Wohnhäusern und Residenzen, sie mochten allein auf Bergen oder in Städten liegen, machten die Fürsten und Grafen Burgen und Festungen. Man sieht daraus, daß sie sich nicht allein vor auswärtigen Feinden, sondern sogar vor ihren eigenen Unterthanen fürchteten. Die Bischöfe dachten nicht viel besser, oder waren vielmehr gezwungen, eben so zu denken und sich zu verschanzen, um vor ihren eigenen Schäflein sicher zu seyn. Manche verließen sogar ihre Residenzstädte, ob es ihnen gleich die alten Kirchengesetze geboten, in Städten zu wohnen, und erbauten sich auf Höhen Burgen.

Da nicht jeder Ritter im Stande war, sich eine Burg zu bauen, so vereinigten sich manchmal mehrere, und bauten eine auf gemeinschaftliche Kosten, die sie dann auch mit vereinter Macht vertheidigten. Die Herrschaft darüber blieb gemeinschaftlich, woraus die sogenannten Ganerbschaften entstanden sind.

Diejenigen, welche in freundschaftlichen Verhältnissen lebten, erlaubten es einander, wenn einer vom Feinde verfolgt ward, in der Burg des Andern seine Zuflucht nehmen zu dürfen. Daraus entstand das sogenannte Oeffnungsrecht.

Auch den Ursprung des Geleitsrechts finden wir

in diesen Zeiten. Da nämlich wegen der vielen Fehden und wegen der förmlichen Räubereyen die Straßen sehr unsicher waren, so blieb dem Kaufmann nichts übrig, als entweder in einem starken Gefolge oder unter einer sichern Bedeckung zu reisen. Diese von Haus zu Haus mitzunehmen, war theils zu kostbar, theils würden die Landesherren fremden Bewaffneten den Durchzug nicht verstattet haben. Es blieb daher nichts übrig, als selbige sich von den Letztern gegen eine gewisse Erkenntlichkeit auszubitten, worein diese um so lieber willigten, da sie dadurch ihre Einkünfte vermehren und ihre Söldner zum Theil von fremdem Gelde erhalten konnten. Aber auch diese an sich gute Einrichtung artete zuletzt aus, indem man auch diejenigen geleitete, die kein Geleit verlangten, oder sie weiter geleitete, als sie wollten, oder als es den Nachbarn, die ebenfalls das Geleitsrecht ausüben konnten, anständig war, worüber viele Streitigkeiten entstanden. *)

Wenn unsere Zeiten an Einfalt der Sitten und an so mancher Tugend des häuslichen Lebens dem Ritterzeitalter nicht gleichkommen, wenn wir es um seine kolossalische Kraft, um den eisernen Geist und das Ausharren in Gefahren mit Recht beneiden, so übertreffen sie dasselbe doch an Menschlichkeit und an gefühlvoller Theilnahme an dem Glück und Wohl unserer Nebenmenschen. Freilich wich mit ihm Einfalt der Sitten, aber zugleich auch die

*) Schmidt ebend. S. 154.

unbeschreibliche Rohheit und Gefühllosigkeit, die unerbittliche Grausamkeit und Hartherzigkeit, die fest, wie ihre Thürme, waren, und so ausgezeichnete Merkmale der Ritterzeit sind. Wo giebt es wohl unter uns Deutschen einen Regenten, der es wagen darf, ein Symbol, wie das Graf Eberhards von Wirtemberg — Gottes Freund und aller Menschen Feind! — zu wählen!

Aber selbst die angestrengtesten und anhaltendsten Bemühungen eines von edlem Rittersinn und von unablässiger Thätigkeit beseelten Rudolphs von Habsburg, waren nicht vermögend, das vielköpfige Ungeheuer, die Raubsucht der Ritter, zu tilgen. Gleich nach dieses Kaisers Zurückkunft aus Oesterreich im Jahre 1281 war es sein erstes Geschäft, auf einem Reichstage zu Regensburg von den fränkischen Bischöfen, Grafen, Herren, Edelleuten und Städten auf fünf Jahre lang einen neuen Landfrieden, welches der dritte in diesem Jahrhundert errichtete war, beschwören zu lassen. Eben so ließ er in diesem Jahre auf einem Reichstage zu Maynz den von Friedrich 1235 gegebenen Landfrieden von den anwesenden Kurfürsten, Fürsten u. s. f. am Rheine, von Kostnitz bis Kölln, auf fünf Jahre lang beschwören. Die schwäbischen und bayerschen Stände mußten dies 1286, die elsassischen aber 1288 ebenfalls thun.

Eine in seinem aufgerichteten Landfrieden begriffene Verordnung war, daß niemand eine Burg haben solle, es geschehe denn ohne des Landes Schaden. Allein diese alte Plage Deutschlands dauerte dessenungeachtet fort.

Rudolph

Rudolph war daher sehr darauf bedacht, räuberische Burgen theils durch seine Landvögte zerstören zu lassen, theils sie selbst zu belagern und zu demoliren. *) So soll er im Jahre 1290 sechsundsechzig Raubschlösser in Thüringen zerstört haben. Man kann sich hieraus einen Begriff von der zahllosen Menge solcher Adlernester in Deutschland machen, da in Thüringen allein eine so bedeutende Zahl verwüstet werden konnte, und außer diesen doch manches auf seinem Felsgipfel unerobert stehen geblieben seyn mag. Eine eben so beträchtliche Anzahl zerstörte er auch in Franken und Schwaben. Gegen dreißig landfriedensbrüchige Edelleute ließ dieser muthige Herrscher zu gleicher Zeit auf das empfindlichste bestrafen, und den vorhin erwähnten Grafen Eberhard von Wirtemberg züchtigte er auf die ausgezeichnetste Weise; aber dennoch waren solche Beyspiele nicht hinreichend, Schrecken zu erregen und andere Grundsätze einzuflößen.

Im Anfange des 14ten Jahrhunderts zerstörte Friedrich mit der gebissenen Wange auch sehr viele Raubschlösser, besonders in Sachsen.

Im Jahr 1317 ließ Kaiser Ludwig der Baier durch die Burggrafen von Nürnberg alle Burgen dasiger Gegend zerstören, welche räuberischen Edelleuten zum Aufenthalt dienten, und gab ihnen gleich alle die zu Lehn, die sie zerstören würden. Diese Vollmacht wurde vom Kaiser Karl IV. im Jahr 1355 erneuert, und die Burg-

*) Schmidt ebend. 8ter Bd. S. 89.

grafen Johann II. und Albrecht beauftragt, alle Raubschlösser einzunehmen und als Reichslehn zu behalten. *) Auch mehrern sächsischen Städten ertheilte Karl die Erlaubniß, gegen die Wegelagerungen und Befehdungen der Raubritter vom Sattel und Stegreif (Steigbügel), welche hier besonders schaarenweise wie Raubvögel in den unzugänglichsten Felsenfesten horsteten, einen eigenen Bund zu schließen.

Unter diesem Drucke, dem Deutschland unterlag, wurde gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts der Gebrauch des Schießpulvers bekannt. Die Kriegs- und Belagerungskunst erhielt nun eine ganz andere Gestalt. Alle bis dahin zum Vertheidigen, Belagern und Berennen gebrauchte Maschinen, als Bogen, Pfeile, Armbrüste, Wurfmaschinen, Mauerbrecher, wichen dem großen Geschütz, oder wurden wenigstens nur neben diesem gebraucht. Dies aber war der meisten Schlösser Ruin, selbst derer, welchen man mit den bisher üblichen Belagerungsmaschinen entweder nur mit vieler Mühe oder gar nicht beikommen konnte, und sie daher für unüberwindlich hielt. Das erste Geschütz, wobei man sich des Pulvers bediente, waren sogenannte bombardae oder Donnerbüchsen, welche anfangs mit steinernen und hernach erst mit eisernen Kugeln geladen waren.

Mit dem Faustrecht blieb es jedoch in diesem Zeit-

*) Helfrecht, Ruinen, Alterthümer und noch stehende Schlösser auf dem Fichtelberge. Hof 1795. S. 15.

raum fast noch eben so, wie in den beiden vorhergegangenen Jahrhunderten. Man suchte nur die Wirkungen desselben durch die Vereinigung mehrerer Fürsten, Herren und Stände zur Aufrechthaltung und Befolgung der Gesetze des Privatkrieges zu vermindern. Ausländer nannten damals den deutschen Adel eine große Räuberbande, unter welcher der Raubsüchtigste der Geehrteste sei.

Nach dem Egerschen Landfrieden von 1389 sollten alle Straßen, Kirchen, Klöster, Pfaffheit, Kirchhöfe, Mühlen, alle Pflüge mit Pferden, nebst den Bebauern der Weingärten, Aecker und Felder sicher seyn und nicht angetastet werden dürfen. Die kriegführenden Partheien durften im höchsten Nothfalle nicht mehr Fourrage vom Felde nehmen, als sie mit der Lanze von der Heerstraße erreichen konnten. Niemand durfte an den Stillstands- oder Friedenstagen die Waffen gebrauchen; selbst bei Belagerungen wurde an diesen Tagen geruht. Auch mußten die Partheien einander die Fehde wenigstens drei Tage zuvor durch einen sichern Boten ankündigen und sich unterdessen auf der Heerstraße so ruhig und ordentlich verhalten, wie andere Reisende, wenn sie nicht alle Landfriedensstände und den Kaiser selbst wider sich aufbringen wollten. Allein ein solcher Landfriede war immer nur auf einige Jahre geschlossen. Seine Vorschriften zu befolgen, waren auch nur diejenigen schuldig, welche ihm freiwillig beigetreten waren. Für Nichtbeigetretene hatte er daher keine verbindende Kraft, und so war es immer der Fall, daß, während hier ein Landfrieden abgeschlossen

war, dort die heftigsten Fehden geführt wurden. Auch sahen die minder mächtigen Reichs- und Landstände den Landfrieden meistens als ein verstecktes Mittel an, sie sicher zu machen und zu entwaffnen, um sie desto leichter unter das Joch zu bringen. Freilich bestätigte die Erfahrung sehr oft diesen Argwohn, und es entstand zuletzt das Sprichwort: es ist dem Landfrieden nicht zu trauen. *)

Der Hussitenkrieg, welcher seit 1420 als Sache des deutschen Reichs betrachtet wurde, und bis 1438 dauerte, war das Grab vieler Burgen. Im Jahr 1430 allein verwüsteten die Hussiten in Meißen, Franken und Niederbaiern über hundert Städte und Schlösser.

Es gehört gewiß mit unter die Unbegreiflichkeiten, die nicht selten in der Geschichte aufstoßen, wie es möglich war, daß die Regenten einer großen und doch auch nicht ganz unkultivirten Nation den Greuel, durch Staatsbürger selbst schändlicher Weise unaufhörlich in die Eingeweide des Staats wüthen zu lassen, viele Jahrhunderte lang entweder nicht abstellen konnten, oder — wie es fast noch wahrscheinlicher ist — von Grund aus nicht abstellen wollten. Alle von dem neunten Jahrhundert her bis zu Ende des funfzehnten dagegen gemachten Vorkehrungen griffen das Uebel nie an der Wurzel an. Sie waren bloß Palliative, die den Schaden nicht nur nicht heilten, sondern zum Theil auch sogar übel ärger machten, indem sie durch Einschränkung des alleräußer-

*) Heinrich deutsche Reichsgesch. Bd. 8.

sten Mißbrauchs, wie z. B. in der Treuge der Fall war, die unvernünftige Idee von der Rechtlichkeit der Privatselbsthülfe an sich gewissermaßen sogar sanktionirten. Der tief eingewurzelte Glaube an diese vermeintliche Rechtlichkeit — wovon die Regenten selbst angesteckt waren — diente dem Unwesen einigermaßen zur Beschönigung, wenigstens so lange, als keine ordentlich bestellten Gerichtshöfe vorhanden waren, bei welchen Jedermann im Reiche hätte Recht suchen und finden können. Ordentliche, mit Energie ausgeführte Einrichtung des Gerichtswesens im Reiche wäre das sicherste Mittel gewesen, dem Faustrecht früher ein Ende, und die vielen Raubschlösser unschädlich zu machen. Dies war aber gerade der Punkt, an welchen man bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, gewöhnlich gar nicht dachte; oder wurden auch einigemal Vorschläge darüber gemacht, so blieben sie immer wenigstens unausgeführt. Es war also wirklich keine Justiz im Lande.

In solchem gesetzlosen Zustande konnte durch die vielfältigen Zerstörungen einzelner Burgen der Greuel des Faustrechts selbst nicht ausgerottet werden. Da, wo heute zehn solcher Räuberhöhlen vernichtet waren, wurden morgen unter dem Vorwande der Sicherheit zehn andere und noch mehrere wieder erbauet, und die Räubereien daraus nahmen von Tage zu Tage mehr überhand. Im funfzehnten Jahrhundert war die Zerrüttung aufs höchste gestiegen. Dazumal war — wie sich ein gleichzeitiger Schriftsteller, der italienische Bischof Johann Anton

Kampanus, ausdrückt — ganz Deutschland eine Mördergrube, und bei dem Adel war Raubgierde, je ausschweifender sie war, desto ruhmvoller. Der Adel behielt jedoch diesen Ruhm nicht ausschließend. Die Städte nahmen ebenfalls Theil daran, und zuletzt hielt sich jeder Unterthan, bis auf den niedrigsten Pöbel herunter, berechtigt, eigene Fehdebriefe zu schreiben. So finden sich Fehdebriefe der Bäcker und Buben des Markgrafen von Baden an verschiedene Reichsstädte vom Jahre 1450, desgleichen der Bäcker des Pfalzgrafen Ludwigs von Augsburg von 1462, und endlich sogar ein Fehdebrief von einem Koch zu Eppenstein mit seinen Küchenjungen, Viehmägden, Schüsselwäschern ꝛc. an den Grafen Otto von Solms von 1477. Diese höchst seltsame Urkunde *) ist einer Mittheilung hier werth. Sie lautet folgendergestalt:

„Wyßet Walgeborn Jungher, Jungher Ott, Grave zu Solms, daz ich, Hennz Koche, mit mynen Kochenknaben, Vehemeden, und allen mynen Brot-Gesynne, nemlich Cleßgin und Henchin, Kochenknaben, und Elßgin und Lükel, Vehemeden, mit unsern Helffern, es syen Mezeler, Holzdreyer oder Schoßeln-Wescherßen, uwer, des uweren, uwer Lande, Lüte, und

*) Sie findet sich in Müllers Reichstagstheatrum Friedrichs des 5ten, erste Vorstellung S. 97., und auch in Pütters teutscher Reichsgeschichte, 2te Ausg. von 1783. S. 373.

„sonderlich uwers Vehs, fient sin wollen, um unsers „gnädigen Jongher, Gottfrieds von Eppenstein, Herrn „zu Münzenberg, willen, und sonderlich der Ursach hal„ben, als ich Hennz Koche uwer Hemel einstechen wollte, „sin ich mich darüber in ein Bein gestochen, und auch, „daz ich mit mynen Anhang für dieser Zyt, als wir uns „zu dieser Vehede geschickt, viel Arbeit gehabt han, und „obe Gott will noch zu vielmaln thund werden. Und ob „ir, oder uwer Vehe des einicher Schaden, es were mit „Süden oder Braten nemene wurdt, wollen wir unsere „Ere an uch hiermit gnugsam verwart hain, und schei„den doch in dieser Vehde uß Hermand Kochen und sin „Mitgesellen in der Kochen. Datum unter myn Lükeln, „der Vehemede, koßelichen Innsiegel, des wir anderen „uns in der Kochen zu gemeiner Nottarf gepruchen. „Am Mittwochend nach Andreä, anno millesimo qua„dringentesimo septuagesimo septimo."

Dem Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts war es endlich vorbehalten, den Grund zur völligen Aufhebung des Faustrechts und aller damit verbundenen Greuel zu legen. Der Kaiser Max I. war zwar selbst gar nicht Willens, auf dem im Jahre 1495 zu Worms gehaltenen Reichstage diese höchst wichtige Angelegenheit zur Sprache zu bringen, die Stände nöthigten ihn aber, auf diesem Reichstage, mit gänzlicher Abschaffung des Faustrechts den ewigen allgemeinen Landfrieden zu vollziehen, und zu gleicher Zeit, um dieser Anordnung den gehörigen Nachdruck zu geben, unter dem Namen des

Kammergerichts ein beständiges Reichsjustiztribunal zu errichten.

Hierdurch hatte man nun zwar den öffentlichen Räubereien vorgebeugt, aber im Geheimen und desto gefährlicher trieb sie der Adel noch immer fort, so, daß noch 1512 auf einem Reichstage über einreißende Mißhandlungen, über heimliches Wegfangen, Blenden, Wegführen, Mordbrennen u. s. w. Klage geführt wurde. Wie ließ sich auch erwarten, daß jene Menschen eine, Jahrhunderte alte, Lebensweise mit Einem Male sollten verlassen können, eine Lebensweise, welche sie für die einem Ritter einzig würdige hielten, die ihre Väter ernährt, bereichert hatte, in deren Ausübung sie aufgewachsen, die ihnen zur andern Natur geworden war! Nur allmählig ließ sich eine Aenderung, eine Milderung dieser Rohheit erwarten, welche durch die im sechzehnten Jahrhundert nach und nach verschwindenden Turniere, mit denen der Rittergeist und der Geschmack an ritterlichen Uebungen sich verlor, besonders bewirkt wurde.

Wie schwer es aber hielt, die selbst an den Höfen der ersten Reichsstände durch das Faustrecht eingerissenen unglaublich rohen Sitten zu verdrängen, davon ist ein redender Beweis, daß noch im Jahre 1524 die damaligen Churfürsten von Trier und Pfalz, ingleichen die Bischöfe von Strasburg, Würzburg, Freysingen, Speyer, Utrecht und Regensburg, nebst fünf rheinischen Pfalzgrafen, auch der Markgraf Kasimir von Brandenburg und der Landgraf Philipp von Hessen, zur gänzlichen, oder wenig-

stens halben Abstellung des Saufens und Fluchens eine eigene Vereinigung unter sich zu treffen für nöthig fanden. Sie ist zu charakteristisch, als daß ich sie nicht hier ebenfalls mittheilen sollte. *)

„Nachdem wir alle jetzunder eigner Person uff der „Frölichkeit eines Gesellen Schießens der Armbrust bey „einander allhier zu Heydelberg gewesen, bey uns bedacht „und erfunden, daß aus Gotteslästerungen und „bishero gebrauchtem Zutrinken, vielerley „Bosheit-Unrath und verderblicher Unwillen in ganzer „Teutscher Nation entstanden und erwachsen, darum uns „Gott dem allmächtigen zu Lob und zuvorkommen fer„nern Unrath, mit einander einhelliglich entschlossen, „und bey unsern fürstl. Worten einander zugesagt und „versprochen, und thun das in Krafft dieses Brieffs, daß „unser jeglicher Churfürst und Fürst obgemeldt, wir seyn „Geistlich oder Weltlich, nun führo hin für unsere „eigene Person der Gotteslästerung und „Zutrinkens gantz oder halb uns enthal„ten und mäsigen, auch allen und jeglichen unsern „Ober- und Unteramtleuten, Hoffgesind und Dienern, „Unterthanen und Verwandten bey einer nahmlichen „Straffe ernstlich gebieten, dergleichen bey der Rit„terschaft in eines jeden Fürstenthum und Landen ge„seßen fleisiglich bitten und daran seyn sollen „und wollen, sich gleichermassen, wie Wir, des Got-

*) Pütter a. a. O. S. 390.

„tesläſtern und Zutrinckens gantz oder halb zu enthalten, „und müſſig zu ſtehen, und welche unſre Amtleuthe, „Hoffgeſind, Diener oder Knecht ſolches zu halten Be„ſchwerung tragen, das überfahren und nicht halten wol„len oder würden, den oder dieſelben ſoll unſer jeglicher „zu ſtunden mit Ausrichtung ſeines Lohns beurlauben, „an ſeinem Amt oder am Hoff zu bleiben nicht mehr ge„ſtatten, desgleichen unſer Churfürſten und Fürſten, „bey dem er geweſen, eine Schrifft, wie er ab„geſchieden, ſich dieſer Ordnung nach wiße ferner zu „halten; Gleichermaßen ſollen wir bey unſern Amtleu„ten, Hoffgeſinde und Dienern mit ihren Knechten, wie „vorſtehet, die Dingen auch zu vollſtrecken verſchaffen, „und die Unterthanen, welche dieſes Gebott übertretten, „und nicht halten würden, mit einer Poen, die darauf „von einem jeden Churfürſten oder Fürſten geſetzt wer„den ſoll, ſo oft ſich das begibt, ohnabläßig ſtraffen, „auch die von Adel in eines jeden Fürſtenthum und Land„ſchaft geſeſſen, durch gebürliche Mittel und Weeg, ſo „viel möglich, davon zu weiſen unterſtehen. Wäre es „aber, daß unſer vorgemeldte Churfürſten und Fürſten „einer oder mehr in die Niederlande, in Sach„ſen, die Marck, Mecklenburg, Pommern „oder dergleichen, da Zutrincken die Gewohnheit, käme, „und über fleiſſig Weigerung Zutrinckens nicht geübri„get ſeyn mögte, ſollen dieſelbigen ſolche Zeit mit ihrem „Hoffgeſind und Dienern ungefährt und mit dieſer Ord„nung nicht gebunden ſeyn.“

In dem tumultvollen Bauernkriege, der 1524 in Schwaben ausbrach, und sich mit unglaublicher Schnelle durch die Länder am Rhein, an der Donau, am Bodensee, in Franken und bis nach Thüringen und Sachsen verbreitete, fanden viele Schlösser ihren Untergang. In Franken hatten die Bauern über zweihundert Schlösser, adelige Häuser und Klöster ausgeplündert und verwüstet, und im ganzen Laufe dieses zügellosen Aufruhrs, der sich erst 1525, durch die Niederlage der thüringischen Bauern bei Frankenhausen im Schwarzburgschen, endigte, fielen gewiß mehrere Hunderte von den Schlössern in Schutt zusammen.

Auch der schwäbische Bund, der 1380 durch die Vereinigung der meisten Reichsstädte in Schwaben, Franken und Baiern entstand, hundert Jahre später von neuem aufgerichtet, vom Kaiser Friedrich III. zu Augsburg bestätigt, und erst 1532 aufgelöst wurde, und sich durch seine Macht ein gewaltiges Ansehn verschaffte, hatte die Zerstörung der Burgen zur Hauptabsicht. Im Jahre 1523 vernichtete er gegen dreißig.

In der Nähe mancher Schlösser waren unterdessen kleine Städte, Flecken und Dörfer erbauet worden, und die dahin gesetzten Haupt- und Amtleute sorgten nun für genauere Gerechtigkeitspflege und Sicherheit. Viele der Schlösser dienten, nachdem die dazu gehörigen Güter und sie selbst den Landesregenten heimgefallen, oder von ihnen erkauft worden waren, noch einige Zeit zu Wohnungen der Beamten, bis man auch sie in Ebe-

nen bequemer wohnen ließ, da meistens glücklichere Sicherheit keine so festen Wohnungen mehr nöthig machte. Die Burgen verfielen daher. *)

Eine der gefährlichsten Epochen für die Existenz der bis dahin noch erhaltenen Burgen war der dreißigjährige Krieg. Er stürzte viele Burgen um, und verwischte einige gänzlich aus der Reihe der Dinge. Nach ihm hörte man auf, im Kriege solche kleine Festungen der Aufmerksamkeit zu würdigen, und ließ sie gewöhnlich als unbedeutende Punkte unbeachtet und unbelagert liegen. Auch in dem letzten Jahrzehend des siebzehnten Jahrhunderts, wo der Vandalismus der damaligen Franzosen alle Städte und Dörfer am Rhein, im Wirtembergischen, Mainzischen, Badenschen, und in der Pfalz zerstörte, wurde dies Schicksal vielen Burgen zu Theil.

Im siebenjährigen Kriege kommen einige Beispiele vor, wo man verschiedene alte Burgen nicht ganz außer Acht ließ. Reinstein, Stolpen, Scharzfeld und andere wurden belagert, erobert und zerstört, mehr aber wohl nebenbei, denn von ihrem Besitze hing weder großer Vortheil noch Nachtheil ab.

Der französische Krieg hat, so viel mir bekannt ist, nur zwei Bergschlösser, die zu wirklichen Festungen geworden waren, zerstört, nämlich Ehrenbreitstein und Rheinfels, beide am Rhein.

Gegenwärtig kann man annehmen, daß zwei Drit-

*) Helfrecht a. a. O. S. 19.

theile der Burgen, die Deutschland nach und nach auf seinen Hügeln und Bergen emporsteigen sah, in Ruinen liegen. Von vielen ist jede Spur gänzlich verwischt, und der Ort, der sie trug, ist nicht einmal mit Gewißheit anzugeben. Von vielen sieht man nur noch Erhöhungen und Vertiefungen, von Bäumen und Gesträuch bedeckt, mit einer dichten Erdenlage und Rasen überzogen. Am häufigsten trifft man noch Fragmente von Thürmen an, welche bei der größern Steinmasse und Dauerhaftigkeit ihrer Konstruktion dem Verwittern auch am längsten widerstehen konnten. Wo daher alle Gebäude zerfallen sind, da kann man gewöhnlich noch das Fundament der Thürme erkennen. Von einer großen Zahl Schlösser sieht man noch viele Bruchstücke stehen: Thürme, Thore, Wände, Treppen u. s. f.

Wir würden von weit mehrern noch dergleichen sehen, wenn sie nicht in neuern Zeiten so oft auf die unverzeihlichste Art gewaltsam zerstört worden wären. Das, was die Naturschönheiten eines jeden Orts erhöht, sollte billig immer unter dem Schutze der Obrigkeit stehen. Ist diese außer Stande, neue anzulegen, oder der Natur nachzuhelfen, so wäre es desto mehr Pflicht für sie, für die Erhaltung der vorhandenen Sorge zu tragen, und daran verübte Frevel auf das strengste zu ahnden. Leider aber geht sie nur zu oft mit dem schlechtesten Beispiele voran. Hierunter rechne ich besonders das Niederreißen solcher Schlösser, solcher alter Urkunden der Vorzeit. Die merkwürdige Wittekindsburg in der sonstigen Graf-

schaft Ravensberg wurde zur Erhaltung der Chaussee abgebrochen und zerklopft. Die Ruinen des Klosters Walkenried zerstörte der Ersparungsgeist, um Häuser und Kirchen daraus zu erbauen. Und wer hat es endlich nicht mit innigem Bedauern gelesen, welches Schicksal den zahlreichen, mitunter äußerst romantischen und prächtigen Burgruinen am linken Ufer des Rheins bevorsteht! —

Man kann es der deutschen Wißbegierde mit ziemlichem Rechte zum Vorwurf machen, daß sie mehr nach dem Aeußern strebt, als nach dem, was ihr im Innern zunächst liegt, und daß sie oft das Einheimisch-Denkwürdige sorglos übersieht, um jenseit der Grenze Alles anzustaunen. Dies ist leider ein alter Fehler, dessen uns das gänzliche Verschwinden so vieler kostbarer Denkmäler der deutschen Vorzeit laut genug anklagt. Wir schleppen Steinblöcke, verwitterte, verstümmelte Figuren, welchen Spekulanten den Namen Antiken geben, aus Italien, Egypten, Syrien, und der Himmel mag wissen woher sonst noch, herbei, wägen sie mit Golde auf, stellen sie sorgfältig hin, gaffen sie voll stummen Staunens an, schreiben Bücher darüber, worin Zoll für Zoll die Raritäten darin entwickelt werden, und — unsere einheimischen Seltenheiten, Denkwürdigkeiten, Monumente des Alterthums und verstrichener Jahrhunderte kennen wir nicht, achten wir nicht, und reißen sie sogar nieder, um bei Erbauung eines Brauhauses, eines Schaafstalles auf dem nahegelegenen Pachthofe eine

kleine Ersparniß zu machen. Wir graben versunkene Mauern auf, nennen es Reste römischer Baukunst, sparen kein Geld dabei, stechen unsere Vermuthungen in Kupfer, wie das Gebäude geformt gewesen seyn könnte, geben uns die miserabelste Mühe, an der Hand der Alten zu beweisen, daß die hervorgewühlten Steine die Grundmauern eines römischen Baues waren: und unsere Denkmähler aus einer Zeit, in welcher die Deutschen den Namen einer Nation noch verdienten und behaupten konnten, untergraben, zerstören wir. Als ob es eine so große Ehre wäre, sagen zu können: hier hat ein von Römern erbautes Haus gestanden! — als ob es keine sei, sagen zu können: diese Burg war einst der Wohnsitz deutscher Kaiser, hier lebte Heinrich IV., Friedrich II., dort ward Wittekind getauft. Diese Mauern umgaben die Tapfern, welche zur Gründung der sonstigen Freiheit Deutschlands kühne Pläne entwarfen; in jenen entsprang das mächtige Geschlecht, aus welchem sieben Kaiser die Krone trugen, die jetzt freilich zu den Füßen ihrer Nachfolger zertrümmert liegt. —

Bey aller dieser Lauheit gegen solche einheimische Wahrzeichen aus der Vorwelt, welche sie niederreißen oder doch verfallen läßt, treiben wir dennoch eine kleinliche Spielerei mit Nachbildung derselben. Seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts fing das Ritterwesen an, zum neuesten Geschmack zu gehören. Ritterromane wurden von allen Lesebibliotheken verlangt; Ritterfehden tobten auf unsern Theatern; Kinder lieser mit

Helm und Schild auf den Straßen; die Ueberbleibsel der alten Burgen wurden mit heiligem Schauer besucht, und wo keine Ruinen vorhanden waren, bauete man sich welche; alle nach einem großen Plane angelegte Gärten wurden mit solchen neuen Ruinen geziert. Größtentheils war diese Liebhaberei nur ein kleinliches Spiel. Ein gothischer Thurm, ein halbverfallener Bogen, ein Paar Gewölbe, welche unter der antiken verfallenen Außenseite einige moderne und luxuriös möblirte Zimmer verbargen, machten das Ganze aus. Am ernsthaftesten wurde noch auf dem Weißenstein bei Kassel die Sache genommen und behandelt. Man bauete ein völliges Ritterschloß, geräumig genug, von einer großen Familie und Dienerschaft bewohnt zu werden. *)

Doch der Eifer für die gute Sache entführt mich meinem Zwecke. Ich kehre nach dieser Episode zur Hauptsache zurück.

Von einer großen Anzahl Burgen sieht man also noch jetzt sehr bedeutende Bruchstücke. Eben so giebt es viele, denen blos die Bedachung fehlt, wie Hardenberg bei Göttingen, wo man sich noch die deutlichste Vorstellung von der ehemaligen Einrichtung machen kann. Auch noch ganz vollständig erhaltene sind da, als Hohenzollern, Falkenstein am Harz, Rabeneck im Bambergischen, Hohenstein in Franken. Meistens dienen diese zu Wohnungen für Invaliden, für Forstbediente, zu Getraidemagazinen, oder Staatsgefängnissen; selten sind

*) Zeitung für die elegante Welt, 1809.

sind sie noch die Wohnung der Familie, die daraus entsproßte. Die am sorgfältigsten erhaltene Burg, welche uns ganz in das Mittelalter zurückzaubert, indem sie bis auf die geringste Kleinigkeit das lebendigste Bild einer Ritterburg darstellt, ist, meines Wissens, Hohlenfels im Herzogthum Nassau.

Man würde sich übrigens sehr irren, wenn man glauben wollte, daß alle Burgen und Rittersitze jener Zeit Raubschlösser gewesen wären. Vielen dürfen wir zurufen: Friede sei mit der Asche eurer Bewohner! — Es gab Burgherren, die edel im eigentlichen Sinne des Worts waren, und sich nicht zu den Gräuelthaten ihres Zeitalters herabwürdigten. Da aber ein Jeder den Befehdungen unruhiger Nachbarn ausgesetzt war, so mußte auch der Ruhigste seinen Wohnsitz so fest als möglich machen, um sich gegen Ueberfälle zu sichern. Viele waren die Wiege erlauchter noch blühender Fürstenhäuser oder adeliger Familien, die noch ihre Namen führen; der größte Theil verdiente freilich den Namen der Räuberhöhlen ungeschlachter Menschen, für deren Handwerk jetzt der Galgen, oder eine tiefe, allgemeine Verachtung der Lohn seyn würde.

Ich breche hier meine Mittheilungen über das Aufkommen und Verlöschen der Burgen ab. Für den Liebhaber möchte ich sonst zu weitläufig werden, und für den eigentlichen Historiker doch nicht Alles erschöpfen. Was noch hierher gehört hätte, wird sich in der Folge gelegentlich anbringen lassen. Jetzt nur noch Einiges

über die Lage, Bauart und gewöhnliche innere Einrichtung der meisten Burgen.

Die Lage der alten Burgen ist sehr verschieden. Viele liegen auf sehr hohen Bergen und Felsen, von andern Bergen umgeben, als das Bolzenschloß auf dem Riesengebirge, Questenberg am Harz, Rudolphstein auf dem Fichtelgebirge; viele auf minder hohen, in großen Ebenen allein stehenden Bergen oder Hügeln, als die Gleichen, Taucha, Landsberg in Sachsen; oder auf der Ecke einer hohen, oben ebenen Thalwand, wo eine, auch mehrere Seiten, steil abhangen, wie Lohmen in Sachsen; oder auf dem hervorspringenden Rücken einer Bergwand, wie Hohnstein bei Dresden, Plesse bei Göttingen, Schönbrunn auf dem Fichtelgebirge. Andere liegen am Abhange und tiefer als der Gipfel eines Berges oder einer Bergwand, da, wo die Natur einen kegelförmigen Vorsprung bildete, wie Rothenburg in der goldenen Aue, Scharzfeld, Harzburg am Harz, Wehlen an der Elbe; oder auf einem niedrigen Berge am Fuße einer Bergwand, wie Schönburg; oder auf einem Hügel in der Mitte eines Thales, wie die Gersdorfsburg bei Quedlinburg; oder ganz auf der Ebene, aber am Fuße eines Gebirges, wie die Bremserburg am Rhein. Auf den höchsten Bergen lagen aber nie welche. Hier war doch den alten Herren das Klima zu rauh, ungeachtet sie noch nicht so verweichlicht waren, wie ihre Enkel es sind.

Die meisten Burgen verrathen in ihrer Anlage die

Absicht, über eine gewisse Gegend zu dominiren und sie beobachten zu können, oder, ganz im Verborgenen zu liegen. Im ersten Falle ist der Grund wohl nicht in einer Neigung für den Genuß, den der Ueberblick einer schönen Landschaft gewährt, zu suchen, was höchstens untergeordneter Zweck gewesen wäre, sondern darin, daß der Adler gern in der Höhe schwebt, wenn er auf Beute Jagd macht. Auf ihren Felsen konnten sie tief ins Land schauen, die Straßen beobachten, sich bereit halten, wenn der Feind anrückte, und ausfallen, wenn ein Reisender gezogen kam. Im letztern Falle ahmte man der Spinne nach: diese lagert sich verborgen in den Hintergrund, um von da aus unbemerkt und plötzlich auf ihren Raub hervorschießen zu können. So die Ritter solcher Burgen. In Gebirgsgegenden trifft man häufig dergleichen versteckte Burgen an. Tief zwischen Bergen, ganz ohne Aussicht in die Ferne, liegen sie; aber eine Heerstraße oder ein Fluß gingen gewiß dicht, oder doch in einer solchen Entfernung dabei weg, daß sie von der Burg aus genau beobachtet werden konnten.

Aber auch Ritter, welche diesem Bilde nicht gleichen, Gefühl für Recht und Unrecht hatten, waren doch zu ihrer eigenen Sicherheit genöthigt, eine ähnliche Lage zu ihren Wohnungen zu wählen.

Um ihre Beobachtungssphäre so weit als möglich ausdehnen zu können, legten sie in naher und weiter Entfernung von der Burg Wartthürme, Warten auf Hügeln und Anhöhen an, von welchen man viele Stra-

ßen übersehen konnte. Diese wurden mit Mannschaft besetzt, um zu beobachten, und von da aus Signale zur Versammlung und zum Angriffe geben zu können, oder um den Bewohnern einer Gegend zu melden, wenn es Zeit sei, zur Vertheidigung oder zur Flucht sich anzuschicken. Sie waren die Telegraphen damaliger Zeit, indem sie mit einander korrespondirten. In vielen Gegenden Deutschlands findet man dergleichen alte Warten noch in großer Menge, und zum Theil noch sehr gut unterhalten. Sie waren rund, viereckig, achteckig, auch wohl halb rund und halb eckig und sehr hoch, standen entweder ganz frei, oder waren von einem Wall und einer Mauer umgeben. Der Eingang war nicht unten, sondern immer dreißig bis vierzig Fuß hoch angebracht. Zu diesem gelangten die ausgestellten Vorposten auf Leitern, welche sie hinter sich hinaufzogen, und dadurch jedem den Zugang versperrten. Inwendig waren sie oben gewölbt. Durch diese Decke führte eine Oeffnung auf die Plattform des Thurms, wo man hinter einer ringsherum laufenden Brustwehr umherlugen konnte.

Alle auf jene Art erbaueten Schlösser hießen Bergvesten, Bergschlösser. Es gab aber auch Wasservesten, Wasserburgen. Diese lagen in Ebenen, und waren, außer den Thürmen, Basteien und Brustwehren, zur Beschützung mit Wassergraben und Morästen umgeben, über welche eine Zugbrücke ging. Von dieser Gattung sind die meisten bis jetzt noch erhalten, da sie der flachen

Lage wegen mit Vortheil länger bewohnt wurden und noch bewohnt werden könnten. Man findet sie sehr oft in Städten und Dörfern, z. B. in Leipzig die Pleißenburg, in Furra bei Nordhausen das von Wurmbsche Schloß. Oft waren sie Veranlassung zur Erbauung des Orts, der sie jetzt umgiebt, indem sich da leichter Menschen ansiedelten, wo sie geschützt zu seyn glaubten, oder es waren Unterthanen, Leibeigene, die ihr Herr um sich her versammelte.

In den frühesten Zeiten und bis zum Anfange des eilften Jahrhunderts bauete man von Holz und Erde. Die Schlösser waren daher anfänglich nichts anders als Schanzen oder Blockhäuser, die vielleicht ein Damm oder Wall, mit Weiden oder andern Bäumen durchflochten, umgab. Mit den Fortschritten in der Kunst zu bauen, gewannen auch die Burgen eine bessere Gestalt und festere Einrichtung, und seit man anfing, von Kalk und Steinen zu bauen, wurden diese auch bei der Errichtung der Burgen angewendet.

Einige lassen es noch in ihren Ruinen verrathen, daß sie lange vor den Kreuzzügen entstanden seyn müssen. Um jene Zeit erhielt zuerst die Bauart der Deutschen, besonders in den nördlichen Ländern, eine bessere Form. Die Deutschen lernten in Italien, Griechenland und Asien die bessere Baukunst kennen. Sie ahmten aber freilich nicht sowohl die geschmackvolle antike, als die schnörkelhafte gothische nach. Doch erhielten die Gebäude mehr Schönheit und Symmetrie als ehedem, und

wurden in der Folge immer zweckmäßiger eingerichtet. Je älter aber eine Burg ist, desto weniger zeigt sich Ebenmaaß, desto weniger hatte sie Fenster, desto dickere Mauern, desto weniger äußere Zugänge. Vielleicht hätte man manche Burg wohl eher für ein Spiel der grotesken Natur in Anhäufung der Steine halten können, als einige Neuere die Pyramiden in Aegypten dafür annehmen. *)

Betrachtet man die alten Bergschlösser in der Nähe, so leitet das Sonderbare ihrer Form, die Regellosigkeit ihrer Figur unser Auge bald auf den Boden, der sie trägt, und man findet bei einiger Aufmerksamkeit, daß die Erbauer den zu einer Burg ausersehenen Platz nicht etwa zuvor ebneten, ihn zur Ausführung ihres Plans einrichteten, sondern daß sie ihm gar nichts von seiner natürlichen Gestalt nahmen, sich mit Erbauung ihrer Gebäude nach seiner ursprünglichen Form richteten, und diese, so gut es gehen wollte, benutzten. Darum konnte ihnen auch nicht jeder Platz gleich lieb seyn, und sie suchten immer nur solche auf, wo ihnen die Natur die wenigsten Hindernisse in den Weg gelegt, ihnen vielleicht schon vorgearbeitet hatte. Dieser Umstand veranlaßte Ludwig den Springer und noch Andere, — wie wir in der Folge sehen werden — sogar auf fremdem Boden Burgen zu erbauen, blos weil sie da

*) Helfrecht S. 23.

Plätze gefunden zu haben glaubten, die ihnen dazu tauglich schienen. *)

Von diesem Einrichten des Gebäudes nach der Form des Bodens war eine natürliche Folge die Unregelmäßigkeit, wozu indessen auch der Umstand beigetragen haben mag, daß viele Burgen nur nach und nach entstanden.

Die mehresten Reste, und noch mehr, bis jetzt erhaltene Burgen, geben uns einen lebhaften Begriff von dem Geiste und den Bedürfnissen der Zeit ihrer Entstehung, und des damals in stetem Kriege mit sich selbst verwickelten Volks. Nirgends eine Spur von Symmetrie und Wohlgefallen an schönen Verhältnissen; nirgends regelmäßige Formen, noch Feinheit des Geschmacks in der Baukunst. Dagegen eine hohe, erstaunenswürdige, kühne Lage auf steilen, überhängenden Felsen; eine alle Begriffe übersteigende Festigkeit; eine ängstliche Sorgfalt, jeden Zugang möglichst zu erschweren; ein geringer Umfang; ungeheuer dicke, feste Mauern; enge, oft in Felsen gehauene, gewölbte Gemächer; wenige und von außen sehr kleine, schmale, enge Oeffnungen und Fenster, die sich nur nach innen zu erweitern, so, daß man darin sitzen, liegen, oft sogar stehen konnte; tiefe Gewölbe, unterirdische Gänge u. s. w.: alles dies waren Produkte der gräuelvollen Zeiten des Mittelalters,

*) Verzeichn. der Berg = u. Raubschlösser des Mittelalt. S. 106.

Abdrücke des Geschmacks jener Tage, wo an Festigkeit und Sicherheit bei weitem mehr gelegen war, als an Pracht, architektonischer Schönheit und Zierde, hellen Zimmern und häuslicher Bequemlichkeit.

Meistens richtete man sich in der Anlage ganz nach dem Theile des Berges, auf welchem das Schloß stehen sollte, ohne eben ein regelmäßiges Viereck abzustecken. Diesen Platz befestigte man rings umher mit starken Mauern. Auf der Seite, wo sich der Berg noch weiter fortsetzte, legte man mehrere starke Wälle, und zuweilen einen doppelten und dreyfachen Graben an. Wenn es der Raum verstattete, so zog man rings um die Burg einen Wall mit Mauern, kleinen Thürmen an den Ecken und einem oder mehrern Gräben, welche meistens mit Mauern gefüttert wurden. Wo aber bei steilen Abhängen auf einer oder mehrern Seiten ein Graben rings herum unmöglich oder unnöthig war, da grub man wenigstens, so weit man konnte, den Boden ab, legte bey der Einfahrt eine Zugbrücke über den Graben, und umgab den Schloßhof durch eine dicke Mauer mit Schießscharten, welche oben eine Brustwehr hatte. Vor dem Graben war meistens ein Thurm, welcher die Zugbrücke und die Einfahrt deckte. Oft war auch vor dem Hauptthore eine Burghuth oder feste Wohnung derer, welche das Schloß beschützen sollten.

Der innere Eingang, zu welchem die Zugbrücke führte, bestand entweder aus einem Thorhanse, auf wel-

chem der Thorwärter die Aufsicht hatte, oder aus einer bloßen starken Mauer mit einem Thore, über welchem gewöhnlich das Wappen des Eigenthümers in Stein gehauen war. An diesem Portale zog man die Zugbrücke auf. Der Pforte zur Seite finden sich zuweilen hervorstehende gemauerte Basteien, oder kleine runde Thürme mit Schießscharten; zuweilen deckten das Thor bloß die höher liegenden und mit einer Brustwehr versehenen Mauern des Zwingers. Die Mauern des innern Hofraums richteten sich nach der Figur des Berges oder nach den herum liegenden Felsen, und bildeten gerade Linien oder krümmten sich zu einem Bogen, wie es der Lage angemessen war. Die Ecken wurden jedes Mal durch hervorstehende Basteien oder Defensionsthürmchen gesichert, aus welchen man eine Linie bestreichen konnte. Das Thor am Hofraum findet man nie der Pforte am Hauptgebäude gegenüber. Auch wenn es der Raum gestattet hätte, geschah dies nicht, sondern immer in schiefer oder umgekehrter Richtung. Im innern Hofraume lagen die Neben- und Wirthschafts-Gebäude, zuweilen auch eine Kapelle. Doch findet man diese bei manchen Schlössern auch außerhalb der Ringmauern in einiger Entfernung vor der Burg, weil man sie durch ihre Heiligkeit hinreichend gedeckt glaubte. Ferner lagen noch im Innern die Wohnungen für den Kapellan, Stallmeister, Haus- oder Burgvogt, die Knappen und andere Diener, unter welchen sich die Ställe für die Pferde befanden.

Auch waren entweder am Thorhause oder an andern Orten des Hofraums Gefängnisse angebracht.

Wenige Schlösser waren geräumig. Gewöhnlich leitete ein sehr enger Eingang — durch welchen nicht zwey Menschen neben einander kommen konnten, und der nicht an der Erde, sondern in einiger Höhe angebracht war, zu welcher eine herabgelassene Treppe führte — dem traurigen Dunkel zu, das in den meisten Schlössern herrschte. Denn oft umzog sie, wenigstens von der Seite, welcher die Natur die wenigste Festigkeit gegeben hatte, noch eine innere Mauer, die zuweilen mit dem Hauptgebäude einerlei Höhe hatte.

Die ältesten Burgen hatten sehr wenige und enge Fenster, wenig weiter als Schießscharten. Erst an denen aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert erblickt man einige Regelmäßigkeit. Unten hatten die Gebäude sechs bis acht Fuß dicke Mauern, welche sich nach oben zu etwas abschrägten und von innen erweiterten. Bei einigen waren mehrere Etagen, bei andern nur das Erdgeschoß gewölbt. Dieses war nie zu Wohnungen, sondern zu Kellern, Vorrathskammern, auch zu Kasematten eingerichtet. In den obern Etagen waren erst die Wohnzimmer, die Säle u. s. f. Einen Balkon hatte fast jedes Schloß, um sich von ihm herab zu zeigen, oder Befehle zu ertheilen, oder durch den Herold etwas bekannt machen zu lassen. Am Thorhause war meistens über dem Thore eine große Oeffnung, von welcher herab

man fragte, welcher Ritter, Herold oder Knappe eingelassen zu werden verlange. Dann waren hin und wieder Schlupfwinkel und verborgene Gänge angelegt, durch die man unbemerkt aus dem Schlosse kommen konnte. Sie führten oft halbe Stunden weit unter der Erde fort, entweder in ein anderes Schloß oder in einen Wald oder sonst an einen verborgenen Ort. Häufig waren sie sogar unter Flüssen weggeführt. Die vielen Burgen an beiden Ufern des Neckars standen meistens durch solche Gänge, welche unter dem Neckar hin liefen, in Verbindung. So auch die Schlösser Eisenberg und Stein im Schönburgschen, deren geheimer Gang unter der Mulde weg lief.

Einige Schlösser lagen innerhalb sehr hoher Felsen, welche zum Einschluß des Schloßraumes mit benutzt wurden. Die Zwischenräume, wo die Felsen nicht ganz zusammen schlossen, füllte man alsdann mit Mauer oder kleinen Thürmen aus, wie z. B. beim Schlosse Rudolphstein auf dem Fichtelgebirge.

Ueber alle Gebäude und kleine Thürme, wodurch die Linien der Außenwerke gedeckt waren, ragte ein hoher Thurm hervor, von dessen Spitze man über die umliegende Gegend eine freie Aussicht hatte, und Signale geben konnte. Gewöhnlich war seine Form rund; man findet aber auch viereckige, halb runde und halb eckige, wie bei Falkenstein am Harz, sechseckige, wie bei Liebenstein im Meiningschen, oder achteckige, wie bei Gersdorfs-

burg. Dieser Thurm hatte unten keinen Eingang, sondern erst in einer Höhe von 30 bis 40 Fuß nach innen zu. Vom Hauptgebäude ließ man eine Fallbrücke hinüber an den Thurm fallen, wenn man ihn besteigen wollte. Gewöhnlich hatte er Gewölbe auf Gewölben, ohne Treppen in die Tiefe. Jedes Gewölbe hatte in der Mitte ein viereckiges Loch, durch welches man sich hinabließ oder hinaufzog. Der unterste Raum des Thurms war das grauenvolle Burgverließ, worin unglückliche Gefangene, der gemeinsten Wohlthaten der Natur beraubt, in der unreinsten Luft, oft unter modernden Gebeinen und Ungeziefer lebendig begraben, mit Sehnsucht nach Freiheit, oder nach dem letzten Ende ihrer Qualen schmachteten. Dies schreckliche Behältniß ging meistens weit in die Erde hinab. *) Die Thürme waren übrigens immer massiv bis unter das Dach. Bei runden findet man hin und wieder, daß selbst das Dach von Steinen spitzig oder rund gemauert und gewölbt war.

Im Innern des Hofraums fehlte es endlich nie an einem Brunnen, der mit unglaublicher Mühe und Geduld in Felsen hinabgegraben wurde, oft bis zur Sohle des Berges auf dem das Schloß stand.

Die Mauern der mehresten Schlösser sind aus Steinen von unbedeutender Größe errichtet, deren Zwischenräume mit Kalk und Gyps ausgegossen wurden. Hieran

*) Helfrecht S. 27. u. f.

ist entweder die Härte der Steine oder der Mangel an mechanischen Hebewerkzeugen Schuld. Der erste Grund kann wenigstens kein allgemeiner seyn, da man dieselbe Bemerkung an Schlössern machen kann, welche aus Sandsteinen erbauet sind. Ueberhaupt aber pflegt dieser kleinliche Styl den uralten Gebäuden, deren Ueberreste wir noch sehen, eigen zu seyn, so wie er auch in anderer Rücksicht ein charakteristisches Merkzeichen von der Kindheit der Kunst in allen Werken ist, die eine große und mannigfaltige Zusammensetzung leiden. Die Kunstprodukte noch unkultivirter Völker sind immer getreue Kopieen der Natur ihres Landes und der dadurch modificirten Denkungsart. In dem wollüstigen Klima Hindostans verrieth sich die Kindheit der Kunst durch überladene Zierathen. In den kalten Nordländern that sie eben das durch die Menge der gebrauchten Materialien und durch ihre kleinliche Behandlung. Der Indier gab seinen Pagoden die Gestalt von ausgehöhlten Felsen, und bedeckte sie ganz mit geschmacklosen Zierathen; der minder üppige, minder in Bildern denkende und handelnde Deutsche thürmte die harten Massen seines Landes auf einander und bauete Burgen, die seinen tausendjährigen Eichstämmen nicht unähnlich waren.

Die ganze Bauart jener erfahrungslosen Epoche ist eine sonderbare Vermischung des Ungeheuern mit dem Kleinlichen. Die erstaunliche Festigkeit alter Gebäude würde daher bei der unverhältnißmäßigen Größe der

Steine, aus denen sie mehrentheils errichtet waren, unbegreiflich seyn, wenn nicht erfahrene Baumeister längst dargethan hätten, daß sie dieselbe bloß ihrer Solidität und dem ungeheuern Umfange ihrer Mauern zu danken hatten. Eine Mauer nach moderner Angabe — sie sei aus den größten und härtesten Quadersteinen errichtet — wird nie die Festigkeit der alt-römischen oder gothischen Gebäude erhalten, die durch ihre eigene Masse unterstützt, und eben dadurch gegen die langsamen aber unwiderstehlichen Verheerungen der Luftsäure und Witterung gesichert waren. Die Natur ist nie unthätig; sie wirkt entweder zur Dauer oder zur Zerstörung. Jene Steinmassen, durch ihre eigene Last gedrückt, und gegen das Eindringen scharfer Feuchtigkeit gesichert, erhielten nach und nach die Dichtigkeit und Dauer eines natürlichen Felsens. *) Aber auch ein besseres Bindungsmittel wußten die Alten zu verfertigen, zu dessen Besitz wir, bei allen schon gemachten Versuchen, wohl nicht wieder gelangen werden. Bei mancher Ruine finden wir hiervon auffallende Belege. Der eine der Thürme am Heidelberger Schlosse ist halb umgestürzt, aber nicht zerbröckelt, sondern liegt noch jetzt als eine Masse da. Von den Außenwerken des Mansfelder Schlosses sind ganze Wände, und zwar mit Gewalt, gesprengt, ohne zu bersten. Was möchte wohl mehr die Güte des Mörtels anzeigen, als

*) Journ. von u. für Deutschl. 1790, I. St.

dies. Versuchen wir ein Gleiches mit unsern Mauern, ob sie diese Probe bestehen werden: — schwerlich! Man hat verschiedene Ursachen dieser Festigkeit angegeben, ohne doch vielleicht die wahren zu finden. Einige suchen sie darin, daß der Kalk ehedem besser gebrannt worden sei als jetzt, Andere im langsamen Bauen. Die mehreste Wahrscheinlichkeit hat aber wohl die Meinung, daß man sonst den Kalk viele Jahre lang in tiefen Gruben gähren ließ. Hierdurch erhielt er eine ungemeine Bindungskraft. Dann umgab man die aufzuführenden Mauern mit Brettern, löschte den Kalk auf den Steinen und ließ ihn da kochen, wodurch eine Art Verschmelzung der Steine mit einander vorging.

I.

Kynast.

Trauernd denk' ich, was vor grauen Jahren
diese morschen Ueberreste waren:
Ein bethürmtes Schloß voll Majestät,
auf des Berges Felsenstirn erhöht!

Matthißon.

I.

Kynast.

Verdient je ein Theil Deutschlands, daß man ihn bereise, so ist es Schlesien. Man könnte es eine vollständige Encyklopädie des Sehenswerthen auf dem Erdboden nennen, wenn es im Besitze eines glänzenden Hofes wäre, der durch die Werke der Kunst, die nur in seinem Gefolge aufblühen, die Lücken füllte, welche hier noch zu finden sind. Wer Schlesiens schöne Natur noch nicht erblickte, seines Riesengebirges wilde Massen — über welchen Rübezahl einst waltete — noch nicht durchstrich, von den hohen Felsenzinnen dieser gigantischen Bergkette noch nicht herabsah auf Landschaften, welche unbeschreiblich schöne Gemälde bilden, der kann auch nicht sagen, daß er die schönsten Theile unsers immer kleiner werdenden Vaterlandes gesehen habe. Wer es aber bereiste, der bestieg auch gewiß die sehenswerthen Ruinen der Burg Kynast, mit deren Beschreibung und Geschichte ich diese Gallerie deutscher Burgen eröffnen will.

Drei Viertelstunden von dem bekannten Badeorte Warmbrunn liegt das dem Grafen von Schafgotsch gehörige Dorf Hermsdorf. Es liegt dicht unter dem Berge, auf welchem die Ruinen des Kynasts stehen; und wer diese besteigen will, den führt der Weg erst durch dieses Dorf. Ueber der Thür eines Hauses findet man hier eine große Tafel befestigt, mit den Worten:

Wer den Kynast will beschauen,
Kann sich hier mir anvertrauen.

Der Bewohner davon ist nämlich der Geleitsmann der Fremden auf die alte Burg, und man muß sich schon an ihn wenden, da er den Schlüssel zu dem Häuschen vor den Ruinen, so wie zu der Stube im ehemaligen Wachtthurme hat, und zugleich der Wirth der Reisenden auf der Burg ist. Dies Aemtchen giebt ihm in Hermsdorf den glänzenden Titel eines Kommandanten des Kynasts.

Mit ihm steigt man einen bequemen, eine halbe Stunde langen Weg — der im Jahre 1800, wo die Königin von Preußen den Kynast besuchte, gemacht wurde — hinan. Wem er aber noch nicht bequem genug wäre, der kann sich auch in Sesseln, die zu dem Ende in Hermsdorf bereit stehen, hinauftragen lassen. Auf diesem Wege trifft man eine sehenswerthe Naturmerkwürdigkeit an. Von über einander gestürzten Granitblöcken wird nämlich eine Kluft gebildet, die

„der hohle Stein“ heißt. Wenn man sich mit etwas Mühe durch ihren Eingang gedrängt hat, so kommt man, nach ungefähr dreißig Schritten, an einer andern Stelle des Berges wieder heraus. Das allmählige Entschwinden des Tageslichts beim Hineingehen, wo man zuletzt ganz im Finstern tappt, und das eben so allmählige Wiedererscheinen desselben, je mehr man sich dem Ausgange nähert, macht einen eben so seltenen als schönen Eindruck. Schon oft hat diese Höhle denen, die durch Uebermacht oder Unbilligkeit verfolgt wurden, in ältern und neuern Zeiten, zum sichern Schlupfwinkel gedient; und noch im Jahre 1807 verbarg sich eine Menge Soldaten des Freikorps des Prinzen von Anhalt-Pleß daselbst.

Von hier führt der Cicerone auf den „Wachtstein“, von welchem er erzählt, daß hier sonst eine Wache gestanden habe, um die benachbarte Gegend zu übersehen, und Angriffe auf die Burg zu verrathen: und nun ist man vor dem Thore nach der alten Veste.

Das Aeußere derselben, zu deren Befestigung die Natur schon so viel durch Felsengebirge und Steinklüfte mitgewirkt hat, bestand aus zwei, durch hohe und starke Mauern von einander abgesonderten Basteien, mehrern Rundeln und Streichwehren, und einem sehr hohen Thurme. Im Innern befanden sich eine vortreffliche Kapelle, die zur öffentlichen Andacht bestimmt war, ein großes Wohnzimmer, vier kleinere

Zimmer, neun Kammern, zwei Schüttböden, zwei Keller in Felsen gehauen, eine Küche, ein Backhaus, ein Stall für zwölf Pferde, ein Pulvermagazin, drei tiefe Brunnen und eine Waffen- oder Rüstkammer, ein Garten, und ein Gefängniß über und eins unter der Erde. Von allem diesem sieht man jetzt nur die Ueberreste, so wie auch eine steinerne Säule, an welcher die Arbeiter der Festung schwören mußten, nichts von ihrer innern Struktur zu verrathen. Von den drei Brunnen giebt der eine noch Wasser; der zweite ist verschüttet, und der dritte ist ungefähr noch zwanzig Fuß tief. Ein Franzose, der im Jahr 1807 den Kynast allein besuchte, fiel in diesen, arbeitete sich aber doch mit unsäglicher Mühe wieder heraus, ungeachtet der Brunnen oben trichterförmig zuläuft.

Nebst der äußern geräumigen Terrasse giebt es noch drei Hofräume oder freie Plätze im Innern des Schlosses. In dieses kommt man durch drei Thore. Die sehr hohen Mauern, welche es umgeben, sind ohne Dach mit Bogen von Sandstein oder mit Zinnen ausgezackt. Ein hoher, runder Thurm an der Südseite krönt diese große Ruine, welche zum Theil mit Rasen bezogen und mit dazwischen aufgesproßten Bäumen und Gesträuch umgrünt ist. Habichte horsten in den Spalten, ob es gleich den ganzen Sommer hindurch von besuchenden Fremden selten leer wird.

Auf dem innern Hofraum ist zur Belustigung der

Bauern aus den nahen Dörfern eine Kegelbahn angelegt worden, und jährlich wird noch einmal am Sonntage nach Pfingsten ein Pfefferkuchenmarkt, als Schatten eines ehemaligen Jahrmarkts, unter diesen Mauern gehalten, welcher eine große Menge Landleute aus den umliegenden Dörfern zusammenlockt.

Schön und über alle Beschreibung herrlich ist die Aussicht von dieser Höhe. Zwischen Morgen und Mittag zeigt sich in einer mahlerischen Ebene, welche durch alle Reize holder Ländlichkeit entzückt, die Stadt Schmiedeberg. Das nahe in Süden unmittelbar ansteigende Riesengebirge, auf welchem die Schneekoppe gleich einem Dome ruht, überrascht dagegen wieder durch den Ernst und die Größe seines Charakters. Nach dieser Seite hin hört man ein dreifaches vortreffliches Echo. Gewöhnlich veranstaltet der Kynast-Kommandant das Losbrennen eines Böllers, um es den Fremden hören zu lassen; und wirklich ahmt es alsdann das stärkste Rollen des Donners nach. Von Abend gegen Mitternacht sieht man über Felder und Wiesen nach Greifenstein, an dessen rechter Seite der sieben Meilen weit entfernte Grädizberg im Fürstenthum Liegnitz sich vorzüglich darstellt. Auf diesem stand vordem auch ein wichtiges Bergschloß, dessen Besatzung es mit der auf dem Kynast verabredet hatte, sich gegenseitig von der Ankunft des Feindes oder andern Gefahren durch Feuersignale Nachricht zu geben. Von

Mitternacht gegen Morgen sieht man die Städte Hirschberg und Warmbrunn.

Eine kleine Hütte, am Eingange in die Burg erbaut, bewahrt einen großen Folianten, in den die Hiergewesenen ihren Namen schreiben. Seltsam ist es, als Titelblatt darin eine Handzeichnung zu sehen, die den Kynast und seine Umgebungen vor der Sündfluth darstellt.

Wahrscheinlich hat der Berg Kynast von Kienbäumen oder Kiefern den Namen, vielleicht auch von einem solchen Baume, der wegen seiner vorzüglichen Höhe merkwürdig gewesen, und in den ältesten Zeiten da gestanden haben soll, wo jetzt die Ruinen des Schlosses stehen.

Ueber den Kynast gehen mehrere Legenden, welche durch Urkunden zu widerlegen oder zu bestätigen die Mühe lohnte. Zu diesen gehören vorzüglich die Prophezeihungen des Predigers Dühm in dem benachbarten Obergerstdorf. Dieser Mann wollte die Gabe besitzen, aus der Konstellation die Schicksale der Menschen vorherzusagen, wenn er die Stunde ihrer Geburt wüßte. Auf diese Kraft gestützt, deutete er auch dem unglücklichen, hernach in Regensburg enthaupteten Grafen von Schafgotsch, Besitzer von Kynast, einen unnatürlichen Tod Jahre vorher an. Er that dies an dem Geburtstage des Grafen im Jahre 1634, zu dessen Feier eine große Gesellschaft auf

dem Schlosse Kynast versammelt war. Der Saturn und der Mars hätten, sagte er, bei der Geburt des Grafen in dem vierten Hause der Sonne eine gefährliche Opposition gehabt, und das deute auf einen gewaltsamen Tod durch ein kaltes Eisen. Dabei gerieth der Prophet selbst in ein so ernstes Erstaunen, daß er zu Gott betete, es zum Besten des Grafen zu kehren. Der Graf hatte zum Glück das Gesellschaftszimmer schon verlassen, hörte daher diese übel angebrachte Weisheitsäußerung nicht; aber die übrige Gesellschaft, welche aus dem Glase Fröhlichkeit geschlürft hatte, und sich durch diese Worte verstimmt fühlte, setzte den Herrn Pastor derb darüber zur Rede. Besonders erbittert war der Stallmeister des Grafen, welcher sagte: „er solle nicht so albernes Zeug sprechen, denn noch „wäre kein Fernglas geschliffen, womit man in das „Kabinett der göttlichen Geheimnisse sehen könne," und drohte zugleich, dem Grafen Alles zu erzählen. Die Uebrigen baten ihn zwar, nicht übel ärger zu machen; allein als sie fort waren, er den Grafen auskleidete, und dieser nach der Unterhaltung seiner Gäste fragte, war er schwach genug, ihm Alles zu erzählen. Der Graf lachte über den Pastor, schickte aber sogleich allen Gästen reitende Boten nach, mit dem Ersuchen, sich morgen wieder bei ihm einzufinden. Er war nämlich Willens, den Propheten durch eine neue Aufgabe vor allen Gästen aufs Bloße zu stellen.

Was geschah? Als des andern Tages die Eingeladenen da waren, ließ er ein säugendes Lamm holen und sagte zum Prediger Dühm, er habe von seiner Weissagungsgabe gehört, und wünsche davon einen Beweis zu erhalten. Hier wäre ein Lamm, er möchte so gut seyn, und diesem die Nativität stellen. — Herr Dühm weigerte sich zwar, und meinte, daß ein großer Unterschied zwischen einem Thiere und einem Menschen sei; allein der Graf ließ nicht nach, in ihn zu dringen. Noch hätte der Prophet seine Tags zuvor gethane unüberlegte Aeußerung wieder gut machen, und Unfähigkeit in diesem Falle vorschützen können, er wäre dann vielleicht ausgelacht, und das Ganze für einen Scherz gehalten worden; allein nicht also: er glaubte seinen Ruf begründen zu müssen, und bat daher, man möchte den Schäfer der Heerde, von welcher dies Lamm sei, kommen lassen. Diesen fragte er, in welcher Woche, an welchem Tage und in welcher Stunde das Lamm geboren sei. Nach erhaltener Antwort machte er seine astronomischen Berechnungen, und sagte dann: „dies Lamm wird der Wolf fressen!"

Alle lachten laut auf. Der Graf gab aber ins Geheim Befehl, das Lamm gleich zu schlachten, und es ganz zu braten, ohne jedoch dem Koche die Ursache davon zu sagen; und nun begab sich, bis zum Mittagsbrod, die Gesellschaft auf die Jagd.

Auf dem Schlosse lief nun schon seit zehn Jahren ein zahmer Wolf herum. Er ging, wie ein Hund, allerwärts hin, und auch in die Küche, wo er jedoch nie etwas angerührt hatte, was ihm nicht vorgeworfen war, und wo er sogar oft zum Drehen der Bratmaschine gebraucht wurde. Zufällig kam er in die Küche, als das Lamm am Spieße stak und schon halb gebraten war; und da den Koch ein Geschäft aus der Küche entfernt hatte, machte sich der Wolf über den Lammsbraten her und fraß ihn rein auf. Dem Koch war es zwar ärgerlich, als er bei seiner Rückkehr nur noch die Reste fand; er prügelte auch den Wolf tüchtig durch; da er aber die Wichtigkeit des Umstandes nicht kannte, so glaubte er, daß bei der Menge der übrigen Gerichte der Braten nicht vermißt werden würde, und war getröstet.

Die Jagdgesellschaft kam zurück, man setzte sich fröhlich zur Tafel, scherzte mit dem Pastor Dühm, und der Graf freuete sich schon auf den Augenblick, wo er ihm das gebratene Lamm werde vorzeigen können. Aber das Lamm blieb aus. Der Graf ließ sich nach der Ursache erkundigen. Da trat der Mundkoch herein, warf sich zu seines Herrn Füßen, und erzählte das Geschehene zum Erstaunen aller Anwesenden. Der Graf legte ruhig und mit den Worten sein Messer auf den Tisch: „Der Wille des Herrn geschehe! „Ich weiß, daß ich jederzeit meinem Kaiser treu ge-

„dient und des Landes Beste redlich gesucht habe!
„Herr du wirst meine Unschuld gewiß an den Tag
„bringen!“ Er mußte sich zu Bett begeben, da er sich nicht wohl fühlte, und die Gäste schlichen traurig nach Hause. Daß die Prophezeihung bald darauf an ihm wirklich in Erfüllung ging, wird nachher erzählt werden.

Eine weit ältere Sage aus der fabelhaften Vorzeit ist die von der spröden und schönen Kunigunde. Im Taschenbuche für Freunde des Riesengebirges findet man sie sehr anziehend bearbeitet, woraus ich sie, im Auszuge, hier wiedererzählen will.

Kunigunde, das einzige Kind eines der frühesten Besitzer des Kynasts, hatte von ihrem Vater, der mit dem Himmel haderte, daß er ihm keinen Sohn gegeben hatte, eine männliche Erziehung genossen. Wenn sie recht wild umhertobte, mit den Waffen spielte, Pferde bändigte, mit seinen Reisigen sich unterhielt, liebkoste er sie am zärtlichsten. Sie liebte ihn aber auch höchst innig, und war daher ganz untröstlich, als er in der Trunkenheit mit dem Pferde in einen Abgrund stürzte, und an den Felsen den Kopf zerschellte. Sie ließ den Entseelten an dem fast unzugänglichen Orte, wo er gefallen war, beerdigen, und machte es sich nun zur Gewohnheit, täglich das Grab zu besuchen. Ihre vorige Lebensart setzte sie fort,

nur daß ihre Wildheit noch rauher und düsterer war. Ihre Besuche beim Grabe des Vaters nährten ihren Haß gegen die Felsen, welche ihr, wie sie sagte, ihren Vater geraubt hatten; und doch wollte sie die Bergwohnung nicht verlassen, ob sie gleich mehrere Burgen in fruchtbaren Thälern hatte. Sie schien ihren Aufenthalt zu lieben, weil sie mit ihm zürnen konnte.

Nach ihres Vaters Tode fanden sich eine Menge stattlicher Ritter ein, die alle um die Hand des reichen Fräuleins buhlten. Keiner erhielt aber eine entscheidende Antwort, und keiner wußte woran er war, bis sie endlich erklärt, daß sie sich alle auf den nächsten Gertruditag einfinden möchten, um das Ultimatum aus ihrem Munde zu hören. Der Tag erschien, und auf Kynast wimmelte es von Freiern, denn die sonderbare Bestellung Aller auf Einen Tag hatte auch Manchen aus bloßer Neugier herbeigeführt. An einer köstlich besetzten Tafel wurde wacker gezecht, und durch das Oel der Traube die Flamme der Hoffnung bei Allen lichterloh erhalten. Schon nahete der Abend, und noch hatte Kunigunde ihrer Erklärung nicht erwähnt. Mancher, durch den edeln Wein begeistert, stürmte auf sie ein, aber vergebens. Endlich fuhr sie, wie aus dem Traum erwachend, von der Tafel auf, und rief: „Nun ists Zeit, die so trotzig

geforderten Bedingungen meiner Liebe und meiner Hand zu offenbaren. Wer sie hören will, folge mir.

Sie lief hinab in den Burghof, und das Freierheer folgte tobend nach. Sie trat aus dem Schloßthor, und eilte nun, auf einem neu gebahnten Wege, bei Fackelschein, zum Grabe ihres Vaters, wohin ihr die Menge nachtaumelte. Als sie angelangt war, riß sie dem Pater das Krucifix aus der Hand, hob es in die Höhe, und rief nun begeistert aus: „Hier ruht der Einzige, den ich liebte. Hier schwör' ichs, keinen zu lieben, keinen zu ehelichen, der nicht im ritterlichen Harnisch, zu Rosse sitzend, den obern Rand der Burgmauer umreitet, und so den Felsen trotzt, die mit meines Vaters Blute gefärbt sind!"

So sprach sie, wünschte den Gästen eine gute Nacht, und ließ sie fluchend, lachend, murmelnd und schweigend stehen.

Das Gerücht von der sonderbaren Heirathsbedingung verbreitete sich bald weit umher. So gefahrvoll es aber auch war, sie einzugehen, so gab es doch Wagehälse, die ihr Glück versuchen wollten. Um aber bloße Neugierige von sich abzuhalten, hatte Kunigunde am Wege auf den Berg eine Wache postirt, welche jeden Ritter von der Bedingung, und der damit

verknüpften Gefahr unterrichten mußte. Wenn dieser nun versprach, sich ihr zu fügen, so würde er hinauf bis zur Burg geleitet, dem Fräulein vorgestellt, durfte in ihrer Gesellschaft einen Tag ausruhen, und mußte dann, unter folgenden Ceremonien, das Abentheuer bestehen. Im Hofe bestieg er, unter dem Schalle der Trommete und dem Brüllen einiger Donnerbüchsen, das Roß; Kunigunde sah aus dem Erker auf ihn nieder, wiederholte ihre Versicherung, und wünschte ihm Glück. Er versprach ihr die Erfüllung der Bedingung, und nun ritt er, von seinem weinenden Gefolge begleitet, über die Zugbrücke und auf die Mauer. Die Trommeten blieben auf ihren Posten, die Büchsen wurden wieder geladen, um den Ritter, welcher die Aufgabe glücklich lösen werde, glorreich zu empfangen; aber nie ertönten sie zum zweiten Male, denn in den Abgrund hinab stürzten alle die Unglücklichen, die sich durch Eitelkeit oder Habsucht zu dem Wagestück entschlossen hatten.

Groß war die Zahl derer, die auf solche Art ihren Tod fanden, und ein trauriges Opfer einer unmenschlichen Bedingung wurden. Weit umher verbreitete sich die Kunde davon, und nach und nach wurde es auf Kynast still und leer, denn jeden schreckte das Beispiel seiner Vorgänger zurück. Kunigundens Wuth darüber stieg von Woche zu Woche, aber die Landleute umher freueten sich, daß die Ritter end-

lich einmal klug geworden wären, und sich nicht mehr sichtlich in ihr Verderben stürzten.

So verging eine lange, lange Zeit, als plötzlich ein stattlicher Ritter, von einem einzigen Knappen begleitet, den Berg herangesprengt kam. Die fahrläßsig gewordenen Knechte am Wege fuhren ob der ungewohnten Erscheinung erschrocken durch einander, wollten sich in Eil ordnen und den Ankommenden prüfen, aber ein trotziges: „Fort ihr Knechte" entwaffnete ihren Muth. Sie ließen ihn durch, sahen ihm verwundernd nach, sahen sich erstaunt an, und meinten, daß das nicht gut für sie ablaufen werde.

Kunigunde lachte laut auf, als man ihr meldete, daß sich wieder ein Ritter eingefunden habe, und sprang voll stolzer Freude ans Fenster. Aber eine nie gefühlte Empfindung bemächtigte sich ihrer. Mit steigender Aufmerksamkeit, mit einer ihr sonst gar nicht eigenen Verwirrung, betrachtete sie des schönen Fremdlings majestätsvollen Anstand und sein schönes blaues Auge, das fest und sicher zu ihr hinaufblickte. Ehe sie es glaubte, trat er schon in ihr Zimmer, grüßte sie höflich, und sie verneigte sich unwillkührlich tiefer als je vor einem seines Gleichen.

„Fräulein," so redete er sie an, „ich kenne die Aufgabe, die Ihr der ganzen Ritterschaft gemacht habt. Wenn mir das Glück wohlwill, so bin ich der Letzte, der das Abentheuer besteht!"

Er betrug sich von diesem Augenblicke an mit einer edeln Unbefangenheit, sprach über vielerlei Gegenstände so eindringend, so räthselhaft, so entschieden und zuversichtlich, daß Kunigunde es gar nicht wagte, ihn, so wie andere seiner Vorgänger, auf die gewohnte Manier zu behandeln. Alles, was er sagte, klang ihr neu und reitzend. Sein stolzer Trotz beleidigte sie nicht, seine gefühlvollen Schilderungen weckten fremde Empfindungen in ihr, aber seine ganze Art, sich zu benehmen und sie zu behandeln, machte sie verlegen, und ließ sie fühlen, daß sie eine alberne Rolle spiele.

Indem sie dies entdeckte, fiel ihr zugleich ein, daß sie noch gar nicht wisse, wer der Fremde sei. Gewohnt, hiervon immer schon vor der Ankunft jedes Ritters unterrichtet zu seyn, ergrimmte sie heftig über diese Nachlässigkeit ihrer Diener. Sie verließ das Zimmer plötzlich, jenes zu erfragen und diese auszuschelten. Aber kein Mensch wußte ihr befriedigende Antwort zu ertheilen, und der Knappe des fremden Ritters war in seinen Antworten so lakonisch und räthselhaft, daß sie ihm voll Aerger eine Ohrfeige gab und nach dem Zimmer zurücklief, um von dem Unbekannten selbst den Namen zu erfragen. Sie wollte dies mit Ernst und Strenge thun; aber des Ritters neues Benehmen entwaffnete sie. Er hatte in ihrer Abwesenheit eine Laute ergriffen, auf welcher

er eben phantasirte, als sie hastig eintrat. Die sanften Töne, durch welche fremde wohlthuende Empfindungen auf sie einströmten, erweichten ihr ganzes Wesen. Der Zorn wich von ihrer Stirn. Sie setzte sich mit niedergesenktem Blick dem Ritter gegenüber, der ihr mit männlich schöner Stimme ein Lied vorsang, dessen Inhalt so mächtig auf sie wirkte, daß sie die Thränen nicht verbergen konnte.

So verging der Tag; und als die Nacht einbrach, verließ der Ritter das Zimmer mit der Nachricht, daß er morgen in aller Früh die Burg auf der Mauer umreiten werde. Mit ängstlichem Herzklopfen hörte es Kunigunde, suchte Aufschub zu bewirken, und wünschte, daß der Ritter davon abstehen möchte; aber er blieb bei seinem Vorsatze.

Mit dem Gefühl einer erwachenden Liebe und der Quaal eines gebändigten Stolzes blieb Kunigunde allein. Sie warf sich auf ihr Lager; aber kein Schlaf erquickte sie, und erst nach längst gewichener Mitternacht versank sie in einen von wilden Träumen begleiteten Schlummer.

Beim ersten Anbrechen des Tages ließ sich der fremde Knappe das Thor öffnen und lief auf die Mauer. Und als der Himmel in Osten sich röthete, alle Gegenstände deutlich zu erkennen waren, ging er in den Burghof zurück, und zog die Rosse aus dem Stalle. Da kam der fremde Ritter in leichter Klei-

dung die Treppe herab, umarmte den Knappen, schwang sich auf sein Pferd, und ritt stolz zum Thor hinaus.

„Nun mache Alles im Schlosse wach," rief der Knappe dem zitternden Thorwächter zu, „aber laß niemanden der Mauer sich nähern."

Bis an den Aufgang auf die Mauer begleitete der Knappe seinen Herrn. Mit einem freundlichen Blick auf ihn ritt dieser hinauf, hob die Füße aus den Bügeln, und ließ nachlässig auf den Hals des Pferdes die Zügel hängen. Sichern Trittes ging es auf dem schmalen Pfade. Ruhig blickte der Ritter in das gräßliche Thal, wo noch finstere Nacht war. In Osten sprang die Sonne herauf, die Lerche erhob sich; aber er sah weder Sonne noch Lerche: nur auf den neben der Mauer her gehenden Knappen blickte er bisweilen freundlich hin.

Unterdessen war Alles im Schlosse wach geworden, und lief ängstlich und verwirrt durch einander. Kunigunde war auch erwacht. Kaum hörte sie, daß der Ritter auf der Mauer sei, als sie ein fieberhafter Schauder ergriff. „Er ist todt!" schrie sie, und flog hinab in den Burghof. „Wo ist sein Leichnam?" Niemand antwortete, Alle standen mit gefalteten Händen.

Als nun das ängstigende Gefühl Aller den höchsten Grad erreicht hatte, siehe, da schwebte der Rit-

ter auf seinem mit Schweiß bedeckten Rosse um die Ecke des an das andere Ende der Mauer stoßenden Gebäudes und näherte sich dem Ende des furchtbaren Pfades. Kunigunde war einer Ohnmacht nahe, als er wohlbehalten von der Mauer herabritt und vom Pferde stieg. Die Knechte ergriff die lauteste Freude; sie jubelten, schrieen und tanzten. Auf dem Hofe schmetterten Trompeten, und das Geschütz donnerte es über die ganze Gegend hin, daß der Sieg errungen sei.

„Huldigt Eurem Herrn!“ schrie Kunigunde, und wankte auf den Ritter los. „Ihr habt die Bedingung erfüllt, edler Ritter,“ sprach sie; „Ihr habt den Geist meiner Vaters versöhnt. Ich übergebe Euch diese Burg und ihr Gebiet, und bin bereit, Euch Gemahl zu nennen.“ Aufs neue schmetterten Trompeten.

Mit Hoheit und Adel erwiederte der Ritter in ernstem Tone: „Fräulein, der schreckliche Zauber ist gelös't, der so vielen Edeln das Leben kostete. Ich freue mich, Eurem Stolze und Eurer Grausamkeit Grenzen gesetzt zu haben, und danke Gott für seinen mir geleisteten Schutz dabei. Fluch und ewige Schande dem, der nach mir das Wagestück nochmals beginnen wollte. Dies laut zu erklären, daß es durch alle Länder schalle, war der einzige Zweck meiner Erscheinung auf dieser Burg. Seit einem Jahre ist dieses Roß geübt worden, auf schmalen Pfaden zu gehen, und es war

nicht das erste Mal, daß das edle Thier auf einem solchen Pfade ging; aber es war das letzte Mal. Und du, die du mit unmenschlichem Herzen das Loos des Verderbens über so viele unglückliche Jünglinge warfst, kehre zurück, laß das Gefühl der Natur und der Menschlichkeit in deinem Herzen erwachen. Verabscheuung und Fluch der stolzen Kunigunde, Ehre und Freundschaft der fühlenden, der freundlichen. Zerschlage die Rinde, die Dein Herz umgab, wecke Gefühle, die dem Weibe ziemen. Werde Weib und Gattin, und ersetze der Welt die Leben, die dein Stolz opferte."

„Ich kann dein Gatte nicht werden. Ich bin — Adelbert, Landgraf von Thüringen, den schon das edelste Weib liebt; aber ich beschwöre Euch, schenkt Euch der Welt und der Menschheit wieder. Und wollt Ihr einen Gehülfen in Eurem schönen Beginnen, so wählt meinen Freund, diesen Knappen, den biedern Hugo von Erbach."

„Ihr aber, die Ihr voll Staunen mich umringt, ihr Zeugen des grausamsten Frevels, seid auch Zeugen der Reue und Besserung. Gehorcht Eurer Gebieterin; aber bedenkt stets, daß man Gott mehr als dem Menschen gehorchen müsse."

„Und nun lebt wohl, Fräulein! Verzeiht die Demüthigung, Ihr habt sie aber verdient. Wenn die Sichel des Mondes erscheint, kehrt mein Freund zu-

rück, um Zeuge und vielleicht Theilnehmer Eurer veränderten Gesinnungen zu seyn. Lebt wohl.“ Er schwang sich auf sein Roß, und ritt mit seinem Knappen den Berg hinab.

Kunigunde wurde ohnmächtig in ihr Gemach getragen. Sie lag acht Tage krank darnieder; dann betete und fastete sie in dumpfer Betäubung. Am Ende der vierten Woche erschien Ritter Hugo von Erbach mit einem glänzenden Gefolge vor dem Thore Kynasts. Kunigunde wurde seine Gattin. Die gefährliche Mauer ward abgebrochen, und für die Seelen der Geopferten stiftete sie reichliche Messen. Die Liebe Hugo's und die Freundschaft Adelberts milderten Kunigundens Reue, und ihr letztes Wort an ihre Kinder war die Bitte, nicht durch Trotz gegen die Natur Blutschulden auf sich und die Menschheit zu laden.

Wenn man auf den Kynast kommt, so bringen gewöhnlich die Kinder des Kommandanten ein ungestaltetes hölzernes weibliches Brustbild, mit Igelborsten statt der Haare. Dies soll die schöne Kunigunde vorstellen, die man zu küssen von ihnen eingeladen wird, oder sich durch ein Geschenk von dem Kusse befreien muß.

Jetzt zur Geschichte des Schlosses. Der schlesische Fürst Bolko I., Herzog von Schweidnitz, mit

dem verdienten Zunamen „der Streitbare,“ erbaute im Jahre 1292 Kynast, diese in vorigen Zeiten wichtige Festung, auf der Höhe des Kynastberges, worauf noch vierzehn Jahre früher ein Jagdhaus stand. Bald nach vollendetem Bau, 1301, starb er, und wurde im Kloster Grüstau beerdigt. Sein Enkel Bolko II. war Erbe der großväterlichen Burg, und hatte eine Erzherzogin von Oesterreich zur Gemahlin. Da er in einer kinderlosen Ehe lebte, so vermachte er Kaiser Karl IV. seine beiden ansehnlichen Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer, unter der Bedingung, daß, wenn er ohne leibliche Erben sterben solle, seine Gemahlin bis an ihr Ende Regentin bliebe. Er starb ohne Erben im Jahre 1368, und seine Gemahlin vierundzwanzig Jahre nach ihm. Sein vertrautester Freund, Liebling und zugleich sein Waffenträger war Gotthard Schof, gewöhnlicher Gotsche-Schof genannt. Diesem schenkte er aus Dankbarkeit für die ihm geleisteten Dienste das Schloß Kynast nebst den umliegenden Dörfern.

Im Jahre 1377 begleitete dieser den Kaiser Karl IV. in einem seiner Feldzüge, und bewies seinen Heldenmuth auf eine ausgezeichnete Art bei der Belagerung der Stadt Erfurt. Der Kaiser, Augenzeuge seiner Tapferkeit, reichte ihm zum Beweise des Dankes und seiner Zufriedenheit die Hand. Gotthard Schof, dessen Rechte mit Blut beschmutzt war, woll-

te sie nicht so dem Kaiser hinreichen, konnte sie aber auch sogleich nicht anders reinigen, als daß er sie an dem Küraß abwischte, wodurch vier blutige Streifen auf dessen blanker Fläche entstanden. Als ihn nun Karl zum Ritter schlug, erhielt er in sein Wappen vier rothe Streifen zum ruhmvollen Andenken an diesen Tag. Diese Standeserhöhung war aber kein bloßer Titel. Karl gab ihm auch noch als Eigenthum die um den Kynast herum gelegenen Städte Friedeberg und Greifenberg, das Schloß Greifenstein und die dazu gehörigen Dorfschaften. Seinen Nachkommen blieb sein Name in so rühmlichem Andenken, daß sie seinen Taufnamen Gotsche (d. i. Gotthard) ihrem Geschlechtsnamen beifügten und sich seit der Zeit Schaffgotsch schrieben.

Kynast gehört unter die Zahl derjenigen Burgen, welcher die militärische Sprache das Beiwort „jungfräulich" giebt. Sie ist einigemal belagert, aber nie erobert worden. Selbst die Hussiten, unter deren Streichen so manche Burg sank, mußten im Jahre 1426 eine langwierige Belagerung desselben unverrichteter Sache aufheben. Dies jungfräuliche Vorrecht wurde hier in ältesten Zeiten den Fremden dadurch kund gemacht, daß sie an die oben erwähnte steinerne Säule durch ein Halseisen gefesselt, und so, wie man es nannte, mit der Burg vermählt wurden. Was aber menschlicher Kraft und Kunst unmöglich war,

das zerstörte ein Blitzstrahl in wenigen Stunden. Am 31sten August 1674 war es, wo der Blitz in den vorzüglich hohen und schönen Thurm, an welchem sich eine Uhr befand, fuhr. Er zündete zugleich alle Gebäude an, und binnen zwei Stunden waren sie, nebst den darin befindlichen Kostbarkeiten und den Dokumenten, durch welche die Geschichte dieser Burg außer Zweifel zu setzen wäre, in Asche verwandelt. Das Unglück war um so größer, da gerade damals ein großer Theil der reichen Gebirgsbewohner, aus Furcht vor den Schweden, welche in die Mark Brandenburg eingefallen waren, ihre besten Sachen auf den Kynast in Sicherheit gebracht hatten, und dies alles die Flammen ihnen verzehrten. In ein Gewölbe, das mit sieben großen Pulverfässern angefüllt war, drang jedoch die wilde Glut nicht. Die eiserne Thür desselben war zwar schon glühend, die Reife der Fässer, welche der Thür zunächst waren, schon schwarz, aber dennoch blieben sie verschont. Wäre dieser Pulvervorrath aufgeschlagen, so würden wir jetzt nur noch wenige Spuren dieses Schlosses finden können.

Zum Schlusse will ich nun noch die merkwürdige Enthauptungsgeschichte des Grafen von Schaffgotsch, die Erfüllung der oben ewähnten Weissagung, mittheilen.

Hans Ulrich Graf von Schaffgotsch, dem seine Freunde und Untergebenen den Ruhm einer wahren

ungeheuchelten Frömmigkeit, und selbst seine Feinde das Lob der Rechtschaffenheit geben mußten, wurde am 25sten Junius 1635 nach Regensburg gefordert, um sich vor den Reichsständen wegen einiger Punkte zu verantworten oder zu entschuldigen, und wegen der Verwaltung seines Amts (er war General der kaiserlichen Truppen in Schlesien) Rechenschaft zu geben. Seine Freunde baten ihn mit Thränen, seiner zu schonen, und wollten ihn von der Reise zurückhalten; aber er reiste doch. Kaum war er in Regensburg angelangt, so besetzte ein Dragonerhauptmann mit zwanzig Mann seine Wohnung, kündigte ihm Arrest an, und forderte im Namen des Kaisers Ferdinand II. ihm den Degen ab, den er ihm aber mit den Worten verweigerte: „Ich habe ihn immer rühmlich geführt, „habe ihn aus des Kaisers Händen empfangen, und „werde ihn keinem Kapitain übergeben!“ Bald darauf kam ein Oberster, dem er ihn überreichte. Tags darauf führte man den Grafen aufs Rathhaus, und legte ihm folgende drei Fragen vor: Ob er nicht mit dem Feinde seiner Majestät nach Schweden geheime Korrespondenz gehalten? Ob er nicht die an das in Ungarn zu versorgen habende Detaschement zu zahlenden Gelder untergeschlagen habe, um dadurch die Soldaten zu einer Revolte zu bringen? Ob er nicht seine lutherischen Unterthanen in Schlesien aufgewiegelt habe, sich zusammen zu rotten und die Katholiken zu ver-

tilgen? — „Das Erste," erwiederte er, „habe ich nie im Sinne gehabt; an das Zweite nie gedacht; das Dritte darf ich nicht erst widerlegen, weil meine katholischen Bedienten wissen, daß dies nicht ist." Man legte ihm falsche, untergeschobene Briefe vor, die er geschrieben haben sollte, woraus man ihm den Hochverrath beweisen wollte. „Wer diese geschrieben," sagte er ganz gelassen, „mag den Inhalt vor Gott verantworten." Er wurde öfters wegen der genannten drei Punkte befragt, da er aber immer bei seiner vorigen Antwort blieb, so schickte man ihm den Scharfrichter zu, welcher ihn mit der Tortur bedrohen mußte. Nach einer harten Tortur, wodurch man aber auch nicht ein Wort erzwingen konnte, welches ihn etwa verdächtig gemacht hätte, kamen am 20sten Julius der Obrist Teufel und der Oberauditeur Götze von Wien zurück, welche dem Kaiser von dem Verlauf der ganzen Sache Nachricht gegeben und ihm die Prozeßakten vorgelegt hatten. Am 21sten Julius kamen einige Offiziers zu ihm aufs Rathhaus in sein Zimmer, entschuldigten sich mit bebender Stimme, daß sie ihm die traurige Nachricht brächten, daß er auf kaiserlichen Befehl sterben solle. „Ich weiß," sagte er, „daß mein Blut schon lange „eingeschenkt ist; es darf nur getrunken werden! So „gern ich sterbe, und lieber Unrecht leiden als Unrecht „thun will, so jammern mich doch meine Kinder. Ich

„bitte nun um einen Prediger, mit dem ich mich un„terreden kann.“ Nach einer rührenden Unterhaltung fragten ihn die Abgeordneten: ob er in diesem Zimmer sterben wolle; man würde ihm dies nicht abschlagen? Er sagte: „ich habe so gelebt, daß dieser „Schimpf und Spott zwar groß, mein Gewissen aber „doch rein ist; und wenn ich das für Gnade halten „soll, so bleibe es lieber bei der Ungnade! Ich will „lieber unter meines Gottes freiem Himmel sterben, „als im Dunkeln hingerichtet werden!“ Die Abgeordneten und alle anwesenden Offiziers entfernten sich und nahmen mit vielen Thränen von ihm Abschied. Er wurde nie traurig, nur wenn er an seine Kinder dachte. Nun kam der Superintendent M. Lenz zu ihm, der sich lange mit ihm unterhielt. Gleich nach ihm kamen mehrere Jesuiten, und hießen Herrn Lenz gehen. Sie blieben drei Stunden beim Grafen, redeten ihn hart an, und disputirten mit ihm. Er ließ während diesem Gespräch mit ihnen eine Bibel holen, worauf sie ihn sogleich verließen. An diesem Tage durfte Lenz beim Grafen nicht vorgelassen werden. Aber am 22sten Julius kam er und noch ein Prediger zu ihm, wo er mit der größten Andacht bei offenen Thüren beichtete und das heilige Abendmahl empfing, so daß er selbst vor den lauten Thränen und Klagen der Anwesenden kaum sprechen konnte. Nachdem die Geistlichen ihn verlassen hatten, schrieb er noch mehre-

re Abschiedsbriefe an die Seinigen, vertheilte seine Sachen unter die Bedienten, ließ sich den Sarg machen und bereitete sich zum Tode. Er brachte die letzte Nacht mit Gebet zu. Früh am 23sten Jul besuchten ihn noch einmal die Geistlichen, die er nach Versicherung des herzlichsten Danks mit den Worten entließ: „ich habe nun durch Gott einen solchen Trost gefaßt, daß ich weiter keines Trostes mehr bedarf!“ Ein Offizier forderte ihn zur Richtstätte. Mit gelassenem Muthe und bewundernswürdiger Standhaftigkeit ging er mit ihm vom Rathhause und wurde auf den Platz zur Heide gebracht, wo in dem Gasthofe, zum Kreuz genannt, Standrecht über ihn gehalten und erdann zur Bühne auf einem Wagen geführt wurde. Es traten einige Jesuiten zu ihm, die ihn mit ihrer Fürsprache aber so beunruhigten, daß er sie gehen hieß. Er stieg mit heiterer Miene ab und die Bühne hinauf, wo er auf das Tuch knieete, welches er sich selbst hatte aufbreiten lassen, und betete. Er stand auf, segnete seine Kinder, seine Freunde, seine Bedienten, und zuletzt alle seine Unterthanen mit der herzlichsten Rührung. Hierauf wandte er sich zum Obersten, zum Auditeur und den Beisitzern, und fragte zum ersten Mal: „Weil ich sterben soll, so mag man „mir doch vor Gott und aller Welt sagen, welches „die Ursache meines Todes sei, damit nicht jemand „meinen dürfe, ich stürbe als ein Dieb oder Uebelthä-

„ter!“ Der Richter gab ihm zur Antwort: Wir thun, was uns der Römische Kaiser befiehlt! Er fragte zum zweitenmal nach der Ursache seines Todes, und erhielt die vorige Antwort. Da er die Frage zum drittenmal wiederholte, ließ man die Trommeln rühren, um nicht mehr zu hören, was er sprach.

Nachdem ihm sein Kammerdiener den Oberrock ausgezogen und die Haare mit einem weißen Tuche hinaufgebunden hatte, sagte er: „nun so will ich „mich hierher setzen, um meines Gottes Willen, dem „ich mich mit Leib und Seele übergeben habe, und in „Geduld seiner erwarten!“ Er setzte sich auf den für ihn bereiteten Stuhl nieder, wo ihn durch den Scharfrichter der Kopf abgeschlagen wurde. Einige seiner Bedienten nahmen den Körper von dem Stuhle herunter, fielen nieder und beteten, legten ihn und den Kopf in den Sarg, und trugen ihn in Gegenwart vieler tausend Zuschauer in sein Zimmer. Noch an diesem Tage wurde er ohne alle Ceremonie auf dem Kirchhofe zur heiligen Dreifaltigkeit in ein gewölbtes Grab gesetzt, welches er sich selbst hatte machen lassen, wohin ihn eine Menge Volks begleitete, die vor dem Sarge niederfielen und seinen Tod beweinten. Sein Leichnam wurde nicht abgewaschen, weil er dies selbst nicht haben wollte, sondern gesagt hatte: ich will so, wie ich nach meinem Tode seyn werde, vor dem Richterstuhl Christi erscheinen.

Dies ist die wahre Darstellung einer Begebenheit, welche ein immerwährendes Denkmal und merkwürdiges Beispiel des Religionshasses und Verfolgungsgeistes der Jesuiten bleiben wird. Denn nicht wegen einer geheimen Verschwörung gegen den Kaiser und einer Korrespondenz mit dem Könige von Schweden wurde der unschuldige Graf hingerichtet, sondern aus Religionshaß der Jesuiten.

In Hermsdorf unterm Kynast wird das Schwerdt, mit welchem er hingerichtet worden ist, noch aufbewahrt, aber nicht gezeigt.

* * *

Abbildungen von den Ruinen des Kynasts befinden sich in folgenden Werken:

1) In den mahlerischen Wanderungen durch das Riesengebirge in Schlesien, von Nathe. Weimar 1806 (10 Rthlr.) Zwei Blätter in Querfolio stellen den Eingang des Schlosses und die Ansicht der Ruinen von der Südseite dar. Sie sind in Aquatinta von Nathe, Ebner und Häßel brav gearbeitet, und auch einzeln ohne den Text zu haben.

2) Im Taschenbuche für Freunde des Riesengebirges sind zwei kleine Abbildungen in 8., jedoch von keinem großen Werthe.

3) Im Magazin der neuesten Reisebeschreibungen in Auszügen, Bd. 2. S. 214. Berlin 1808, ist ebenfalls eine Abbildung in 8.

4) Im ersten Hefte der malerischen Reise durch Schlesien, welche, der Ankündigung des Buchhändlers Salfeld in Berlin zu Folge, in diesem Jahre noch erscheinen soll, wird sich auch eine Abbildung, $9\frac{1}{2}$ Zoll hoch, 1 Fuß 3 Zoll breit, befinden.

Bei Bearbeitung des Vorstehenden habe ich benutzt: Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil des schlesischen Gebirgs und der Grafschaft Glatz. Breslau 1793. 8. — Reise durch Schlesien im Jahr 1801. 1ster Bd. Berlin 1802. 8. — Das Riesengebirge, von Hoser. Wien, 2ter Bd. 1804. 8. — Morgenblatt, 208tes St. 1809. — Der Wintergarten von Arnim. Berlin 1809. 8.

II.

Hohenzollern.

So ödet, dunkel trauernd,
Die alte Burg herab,
Und predigt: nichts ist dauernd,
Und ruhig nur das Grab! —

Tiedge.

II.

Hohenzollern.

Es ist einer der interessantesten Blicke in die deutsche Geschichte des mittlern Zeitalters, wenn man halbe Jahrtausende hindurch dem Auf- und Abkommen der kleinen und großen Fürstenfamilien zuschaut, Namen hervortreten und schwinden, manche Familie mit einem gewissen Ungestüm zu einer glänzenden Laufbahn emporsteigen und eben so schnell wieder verlöschen, so wie andere mit einer Dauer versprechenden Langsamkeit sich heben sieht. Wem muß es nicht merkwürdig seyn, daß die Stammväter von Joseph, Georg und Friedrich vor tausend Jahren in einem Bezirk Schwabens, ungefähr dreißig bis vierzig Meilen von einander entfernt, als rüstige deutsche Grafen und Ritter von Habsburg, von Altdorf und von Zollern zusammen gelebt haben. Man möchte den Historikern recht böse werden, die uns oft durch ersonnene vornehme Genealogieen ein solches schönes Providenzspiel zernichten wollen, oder es mit der albern-

sten aller Schmeicheleien gar zur Ehre eines Hauses rechnen, daß die Geschichte den Ursprung derselben nicht kenne.

Schon in der Nähe von Tübingen, das zwei Meilen davon entfernt ist, sieht man das Schloß Hohenzollern, das Stammhaus der Preußischen und Hohenzollernschen Fürstenfamilien. Hoch und majestätisch erhebt es sich mit seinen Thürmen über alle umliegende Gebirge, und oft umlagert es ein dichter Wolkenschleier. Ich weiß nicht, von was für einem Gefühle der Ehrfurcht, von welchen wehmüthigen Empfindungen ich ergriffen ward, als mir diese Burg zum ersten Male in die Augen fiel. War es der Eindruck überhaupt, den romantische Gegenden auf eine fühlbare, mit den Ideen des mittlern Zeitalters bekannte Seele machen, oder war es der Gedanke an den traurigen Wechsel der Dinge, dem Hohe und Niedere unterworfen sind! Dieser Berg, in einem Winkel von Schwaben, mußte das Stammhaus einer Familie tragen, die sich in einem Jahrhunderte zu einer seltenen Höhe emporschwang, von welcher wir sie in unsern Tagen, leider! mit gleich seltener Schnelle wieder herabsinken sahen.

Nur eine halbe Stunde ist dies Bergschloß von der Stadt Hechingen, dem Wohnorte seiner jetzigen Besitzer, der Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, entfernt. Der Berg, auf dem es ruht, ist steil und

gewiß 7= bis 800 Fuß hoch, so daß man wohl eine Stunde nöthig hat, ihn zu ersteigen.

Ehe man an die eigentliche Burg kommt, muß man ein kleines Außenwerk passiren, das in den Ritterzeiten von großer Wichtigkeit gewesen seyn mag. Es ist der einzige Aufgang zur Burg, welche auf einem überall senkrecht abgeschnittenen Kalkfelsen liegt. Das Außenwerk aber ist eng, und absatzweise durch neun, stark mit Eisen beschlagene Thore verwahrt, so, daß wenn einige auch erbrochen waren, der Feind noch immer an den letzten mit Steinen und Geschütz von oben herab zurückgehalten werden konnte. Für Pferde und Fuhrwerk muß dieser Weg höchst beschwerlich gewesen seyn.

Auch bei der jetzigen Art Krieg zu führen, würde, wenn es sonst nicht an den erforderlichen Bedürfnissen fehlte, dieser Burg wenig Schaden zugefügt werden können. Die benachbarten Berge sind entweder etwas zu niedrig, oder auch zu weit durch sich herumziehende Thäler davon entfernt, als daß aufgerichtete Batterien mit einiger Wirkung darauf spielen könnten. Wäre dies aber auch nicht der Fall, so würde doch Hohenzollern, nach der heutigen Verfahrungsart in Kriegen, von keiner sonderlichen Wichtigkeit seyn. Dazu wird sie aber immer dienen können, in Kriegszeiten der Depot von Kostbarkeiten gegen Marodeurs zu seyn.

Die zur eigentlichen Burg gehörigen Gebäude haben die Form eines langen Vierecks, an welchem die vordere Seite offen ist. Einen Theil der rechten Seite nimmt das Zeughaus ein, welches mit Kanonen von verschiedener Größe, mit Kugeln, Granaten, Kartätschen u. s. w. gefüllt ist. Besonders sehenswerth ist darin eine Sammlung von alten Waffen aus dem mittlern Zeitalter. Da trifft man Morgensterne, Schlachtschwerdter, Speere, Streitsicheln, Streitäxte, Pickelhauben, ganze und halbe Harnische, eiserne Handschuhe und Fußrüstungen von allerlei Form und Arbeit an. Vorzüglich sind aber einige vollständige Rüstungen der alten Grafen von Zollern, die ganz von Stahl und trefflich gearbeitet, auch zum Theil mit gothischen Zierathen schön ausgelegt sind. Nach der Höhe und dem Umfange dieser Rüstungen zu urtheilen, mußten die Herren von riesenmäßiger Größe gewesen seyn. Wenn man sich hierzu noch denkt, daß sie sich in diesen eisernen Oberröcken und Helmen, mit zehn Schuh langen Schlachtschwerdtern, die wir jetzt kaum mit beiden Händen zu regieren vermögen, Tage lang in der größten Sonnenhitze herumschlugen, und unsere Kräfte damit vergleicht: dann treten uns freilich die Folgen unserer Verweichlichung deutlich genug vor die Augen. Ich glaube indessen doch, daß man sich bei einer solchen Folgerung auf Kosten der gegenwärtigen Generation irren würde.

Jene alten Rüstungen scheinen zwar für einen weit größern Menschenschlag gemacht zu seyn, als der jetzige ist; sie sind es aber in der That nicht. Man bediente sich nämlich auch noch nach der Erfindung des Schießpulvers der ritterlichen Rüstungen, jedoch nach einem vergrößerten Maaßstabe. Alle Vertheidigungswaffen, Harnisch, Helm und Schild, ursprünglich nur für Hieb, Stich und Kolbenschlag geeignet, wurden nun massiver und gewichtiger als vorher verfertigt, um auch kugelfest zu seyn. Ein völlig geharnischter Ritter hatte daher eine ungeheure Waffenlast zu tragen. Diese unverhältnißmäßig schwere Rüstung war selbst für die Stärkern so drückend, daß sie sie nicht lange zu tragen im Stande waren, und schon in ihren besten Jahren, besonders an Brust und Schultern, unvermögend wurden. Wenn man nun erwägt, daß die meisten von den Ritterrüstungen, die noch gegenwärtig in den Rüstkammern zu sehen sind, aus der Zeit herstammen, wo das Ritterwesen seinem Untergange nahe war, so darf uns die kolossale Schwere und Gediegenheit der alten Waffen nicht so sehr befremden, als gewöhnlich geschieht. Den Vorzug einer größern und gewandtern Leibeskraft muß und kann man zwar den alten Rittern zugestehen: er folgt ganz natürlich aus ihrer, ausschließlich dem Kampfe und Streite gewidmeten Lebensweise; daß man in ihnen aber sich lauter Giganten mit fast übermenschlichen

Kräften denkt, heißt die Liebe zum Außerordentlichen zu weit treiben. Die ungeheure Größe und Schwere der Waffen aus dem sechzehnten Jahrhundert haben unstreitig zu solchen übertriebenen Vorstellungen Anlaß gegeben; und es scheint fast, als ob man den Ursprung von dieser Kolossalität entweder absichtlich übersehen will, oder nicht hinlänglich kennt. Wie früh man aber damals den Körper zu dieser schweren Tracht abzuhärten suchte, beweisen uns kleine Harnische für Knaben von 12 bis 13 Jahren, wovon auch einer auf Hohenzollern zu finden ist.

Jetzt liegen diese stolzen Rüstungen hier im Staube und rosten. Vor einigen und zwanzig Jahren holten sie zuweilen die Schüler der Jesuiten in Rotenburg am Neckar hervor, um eine elende jesuitische Farce aufzuführen, wo der Teufel, der Tod, das Fleisch, die Welt und die Religion, personificirt, Hauptrollen spielten.

Neben dem Zeughause findet man zwei Mühlen über einander, wovon die untere durch Pferde, die obere durch Menschen in Umtrieb gesetzt wird. Ein schönes, einfaches, mechanisches Werk! Vor vierzig Jahren, wo in der Gegend großer Wassermangel war, bediente man sich dieser Mühlen mit großem Nutzen.

Im Hofe befindet sich ein großer kupferner Kessel in den Boden eingesenkt, und mit einem Häuschen

bedeckt. Er ist dreißig Schuh tief, und das Kupfer, da, wo man es sehen kann, Fingers dick. Oben hat er zehn Schuh im Durchmesser, und am Rande steht: „Maria Sidonia, Markgräfin von Baden“, welche ihn in ihrem Wittwenstande soll haben machen lassen. Es ist ein schönes Alterthumsstück, das schwerlich seines Gleichen in Deutschland finden möchte. Seine Bestimmung war, in Kriegszeiten einen großen Wasservorrath darin haben zu können; denn nicht weit davon ist ein Brunnen, der zwar nicht tief ist, aber doch klares und gutes Wasser hat. Von diesem gingen drei Kanäle unter der Erde weg zu dem Kessel, wovon die Spuren noch sichtbar sind, durch welche diese kupferne Cisterne, wenn es geschehen sollte, in zwei Tagen angefüllt ward. Aus ihr schöpfte man Wasser zum Waschen und zu andern Bedürfnissen, aus jenem das zum Kochen und Trinken.

Im Innern der Gebäude sind sehr große geräumige Zimmer oder vielmehr Säle, nach der Art, wie die Alten gebauet haben. In einem derselben findet man noch Gemälde der Besitzer und Kaiser aus dem österreichischen Hause. In einem andern mußte der in den siebziger Jahren des verflossenen Sekuli als Gefangener zu Haigerloch gestorbene Graf Oswald von Hohenzollers-Berg einige Zeit zubringen. Er hielt sich nämlich für überzeugt, daß ein Landesherr seine Unterhanen nach Willkühr todt stechen und schie-

ßen dürfe, daher man sich gezwungen sah, ihn einzusperren.

Alle Zimmer sind noch ziemlich erhalten, und können zum Theil mit geringen Kosten wiederhergestellt werden, wenn man außer dem Zweck der Sicherheit, der heutiges Tages wegfällt, noch Lust hätte, in excelsis zu wohnen, und sich einem steten heftigen Windzuge und furchtbaren Gewittern auszusetzen. So aber steht Alles öde, leer, und verfällt. Ehedem ward noch mehr zur Erhaltung der Gebäude gethan, jetzt aber wenig.

Die Oberfläche des Berges ist durch unterirdische Gänge und Kasematten, welche mit unglaublicher Mühe und Arbeit in den Felsen gehauen und gewölbt sind, ganz unterminirt. Man glaubt in den Styx hinabzusteigen, wenn man die finstern Treppen hinunter geht, und erhält in den weiten, großen Gewölben die deutlichste Vorstellung von den schrecklichen Gefängnissen der Alten und ihren unterirdischen Sicherheitsanstalten.

Die Kirche hat, außer ihrem 800jährigen Alter, nichts Erhebliches. Unter ihr ist die Gruft der Familie.

Sämmtliche Gebäude sind mit einer Mauer umgeben, wo der Vertheidigungsgang, die Schießscharten und die Schilderhäuser noch merklich zu sehen sind. Diese Mauer stürzt aber jährlich stückweise ein.

Die Aussicht auf die umliegende Gegend ist fast unbegrenzt. Sie erstreckt sich wohl auf 20 Stunden in der Länge, gegen 50 im Umkreise, und ist entzückend schön. Bei hellem Wetter soll man an zweihundert Oerter sehen können.

Man verläßt diese schöne und nun so verödete Höhe, welche nur von einem Invaliden bewohnt wird, mit dem niederbeugenden Gedanken an die Hinfälligkeit aller menschlichen Dinge. Wo sind die berühmten Stammväter dieses Hauses? wo die kühnen Erbauer dieser Burg? wo die rüstigen Streiter, die mit Helm und Panzer auszogen, und sich furchtbar machten? Wer kennt jetzt noch die Ritter, die einst Trompetenschall und Paukenwirbel als Sieger im Turnier verkündete? — Die Zeit hat sie alle verschlungen. Ihre Gemälde verbleichen, ihre Schlösser verwittern, ihre Namen verlöschen. — So endet alle Größe auf Erden!

Der erste Ursprung des Schlosses Hohenzollern liegt in der tiefsten Finsterniß des mittlern Zeitalters, und wird schwerlich durch die Geschichte zu bestimmen seyn. So viel ist gewiß, daß sein Name schon in Urkunden aus dem 11ten Jahrhunderte vorkommt. Damals war es, wie die meisten Bergschlösser in Deutschland, ein Raubnest. So wie die Gebäude jetzt stehen, sind sie nach einer gänzlichen Zerstörung im Jahre 1430 wiederum aufgebauet worden. Die

Veranlassung dazu gab Graf Friedrich von Hohenzollern, der Oetringer genannt, ein rüstiger, streitbarer Ritter, der, wie es die Sitte des damaligen Zeitalters mit sich brachte, täglich, nach verrichtetem Morgengebet, mit seinen Reisigen und Vasallen auszog, die nahen und fernen Reichsstädte zu befehden. Diese, der steten Plackereien müde, errichteten endlich einen Bund unter einander, besonders Reuthlingen, Rothweil, Eßlingen und Ulm, und zogen im Jahre 1420 mit ihrer Mannschaft vor den Berg und das Schloß, den Grafen förmlich zu belagern. Die Burg war aber zu fest; sie lagen zwei volle Jahre davor, ohne etwas auszurichten, und würden auch nichts haben ausrichten können, wenn sie nicht Hülfe erhalten hätten. Der Graf hatte nämlich um diese Zeit die Gräfin Henrike von Wirtemberg durch einige gegen sie ausgestoßene Schimpfwörter beleidigt. Hierdurch erbittert, benutzte sie die Gelegenheit, sich zu rächen, und schickte den Belagerern 2000 Mann zu Hülfe. Graf Friedrich wurde nun auf seinem Berge immer enger eingeschlossen, und da endlich sein Proviant aufgezehrt war, suchte er mit einigen Reisigen zu entfliehen, ward aber ertappt, und von den Wirtembergern in einen Thurm zu Mümpelgard eingesperrt. Nach seiner Freilassung, die auf Vorbitten seiner Verwandtin, der Markgräfin von Brandenburg, geschah, zog er ins gelobte Land, fand aber

unterwegs seinen Tod. Nach Erhaltung des Schlosses plünderten es die Sieger erst rein aus, zündeten es an, und rissen, was die Flammen nicht verzehren konnten, dann bis auf den Grund nieder, um den Ort auch ganz zu vertilgen, von wo aus sie so lange gedrückt und gedrängt worden waren. Diese Zerstörung ist wahrscheinlich auch die Ursache der Dunkelheit, in welcher die ältere Geschichte des hohenzollernschen, und also auch des preußischen, Hauses eingehüllt ist, da die Urkunden und Dokumente, welche sie aufhellen könnten, damals vom Feuer verzehrt oder weggeschleppt seyn mögen.

Als Graf Friedrich von seinem heiligen Zuge nicht wiederkehrte, übernahm sein Sohn, Graf Jos Niklas, die Regierung. Sein erstes Geschäft war, Anstalt zur Wiederaufbauung des Schlosses Hohenzollern zu machen. In dieser Absicht ließ er viel Holz fällen, und um den Berg Zollern herum zubereiten und zuzimmern; allein die Reichsstädter, die nichts weniger wünschten, als daß diese Burg je wieder ihr furchtbares Haupt erheben sollte, fielen plötzlich über die Baumaterialien her, und ruinirten Alles.

Der Graf, zu schwach gegen so viele vereinte Feinde, suchte Hülfe bei seinen Verwandten, den Erzherzögen von Oesterreich, den Markgrafen von Baden, den Grafen von Fürstenberg und Andern. Diese kamen, als man den Grundstein zum neuen

Schlosse legen wollte, selbst dahin, legten in eigner Person Hand an das Werk, mauerten mit silbernen Kellen und Hämmern, und gaben dadurch den Reichsstädtern zu verstehen, daß sie mit Wehr und Waffen diejenigen vertreiben würden, die sich unterfangen möchten, der Erbauung des Schlosses Hindernisse in den Weg zu legen. Da die Reichsstädte hierdurch auch wirklich abgehalten wurden, etwas dagegen zu unternehmen, — wenigstens findet man in der Geschichte keine Spur davon, — so erhob sich auch das Schloß mit allen seinen Gebäuden und Thürmen, so wie es jetzt noch steht, und ward im Jahre 1430 vollendet.

Gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts traf das Haus Hohenzollern über diese Burg mit dem Erzhause Oesterreich einen Oeffnungstraktat, vermöge dessen Oesterreich die Befugniß erhielt, eine Besatzung nebst dem Kommandanten hineinzulegen, welcher jedoch in allen wichtigen Angelegenheiten von dem zeitigen Fürsten abhängen, und von ihm seine Verhaltungsbefehle annehmen mußte. Oesterreich zahlte dagegen an das Haus Hohenzollern jährlich 5000 Fl. Oeffnungsgelder nebst einer Quantität Tyroler Wein.

Bei der damaligen Art zu kriegen, und bei den öftern Einfällen der Franzosen, die gewöhnlich in den schwäbischen Kreis und in die damaligen österreichischen Vorlande geschahen, mag Hohenzollern auch

für Oesterreich von Wichtigkeit gewesen seyn. Dessenungeachtet wurde es noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, im baierschen Kriege, von den Franzosen blockirt, und nach wenigen Tagen von dem österreichschen Kommandanten, der mit so weniger Mannschaft versehen war, daß er nicht einmal die Festungswerke hatte besetzen können, übergeben. Die Franzosen verließen es jedoch bald wieder freiwillig, nachdem sie allen Mundvorrath und auch Verschiedenes aus dem Zeughause mitgenommen hatten.

Das Oeffnungsrecht für das Haus Oesterreich dauerte bis auf den 1798 verstorbenen Fürsten Joseph Wilhelm von Hohenzollern fort. Dieser, welcher von seinem 16ten Jahre an, gleich seinen Vorfahren, ein treuer Anhänger des deutschen Kaiserhauses war, gab die Oeffnungstraktaten aus Devotion gegen dasselbe auf. Der Schade war offenbar auf seiner Seite; denn da die Uebereinkunft von der Beschaffenheit war, daß sie nicht einseitig, sondern nur von beiden Theilen zugleich aufgehoben werden konnte, so hätte man Oesterreich immerhin die 5000 Fl. für das Oeffnungsrecht fortzahlen lassen sollen, das ihm, bei der veränderten Gestalt Krieg zu führen, doch von keinem Nutzen seyn konnte.

* * *

Das deutsche Museum von 1782, 2ter Band, S. 89. — Der 11te Band der Auswahl kleiner

Reisebeschreibungen und anderer statistischen Nachrichten. Leipzig 1790. 8. S. 36 — und Bernoulli's Sammlung kurzer Reisebeschreibungen, 3ter Band, S. 222 habe ich bei Vorstehendem benutzt.

In Merians Topographie von Schwaben von 1643 ist eine Abbildung von Hohenzollern zu finden. Eine neuere, die jedoch wenig ästhetischen Werth hat, ist im Industriecomptoir in Leipzig in Querfolio zu haben.

III.

Scharzfeld.

Was treibt dich, Epheu, Trümmer zu umweben?
Was bindet dich an's modernde Gestein?
Ach! nimmer hauchest du dein frisches Leben
Der alternden Zerstörung ein.

Schreiber.

III.

Scharzfeld.

Auf einem hohen Vorberge des Harzes, unfern Osterode, liegen die Ruinen von Scharzfeld. Es gehört in die Reihe der Burgen, von deren Ursprung, Erbauung und ersten Besitzern man auch gar nichts weiß, da ihr Alter tief in die Vorzeit zurücktritt, und an keine Erhellung zu denken ist. Erst vom 11ten Jahrhundert an datiren sich die uns bekannten geschichtlichen Schicksale derselben. Sie war damals in den Händen des Kaiserlichen Oberberghauptmanns von der Helden, welcher die Aufsicht über die Bergwerke des ganzen Harzes hatte, und sich von dem Schlosse auch der Ritter von Scharzfeld nannte. Ihm ging es durch folgende Veranlassung verloren: Kaiser Heinrich der Vierte war bekanntlich ein äußerst wollüstiger Mensch, vor dessen Nachstellungen kein Weib sicher war. Als er sich einstens in Goslar aufhielt, lernte er die Frau jenes von der Helden kennen. Ihn gelüstete nach dem schönen Weibe, und um seine Wünsche befriedigen zu können, bediente er sich eines Mittels,

das auch von seinen Nachfolgern, groß und klein, oft mit dem besten Erfolge, angewendet worden ist. Er trug nämlich dem Manne ein Geschäft auf, das ihn weit von Scharzfeld entfernte. In seiner Abwesenheit jagte Heinrich oft in der Gegend des Schlosses, und wußte es einmal so schlau einzurichten, daß ihn ein Ungewitter überfiel, als er dicht dabei war. Was konnte verzeihlicher seyn, als wenn er auf das Schloß zuritt, die schöne, einsam wohnende junge Frau um Erlaubniß bat, bei ihr das Wetter abwarten zu dürfen, und als der Sturm nicht austoben wollte, es sich sogar merken ließ, daß er ein Nachtlager gern annehmen werde. Das junge Weibchen konnte diese besondere Gnade nicht wohl ablehnen, und sah sich genöthigt, den hohen Gast zu beherbergen. Was nun zwischen ihnen vorfiel, und wie Heinrich seiner Beute nach und nach näher rückte, darüber schweigt der Chronikenschreiber. *) Ich weiß natürlich noch weniger davon, und will daher mit Blumauer ausrufen:

„Was nun die Liebenden in jener Höhle thaten,
„Das läßt uns Zeiler nur errathen."

Kurz die Tugend des Weibes mußte eingestehen, daß der Kaiser das Prädikat „Unüberwindlichster" im vollen Umfange des Worts verdiene, und daß unter der

*) Zeiler, in der Topograph. Brunsv. p. 183.

Vereinigung günstiger Umstände, einem solchen Mann selten zu widerstehen sei. Sie sank, und Heinrich zog wohlgesättigt am andern Morgen seiner Straße.

Bei dieser kaiserlichen Expedition war ein Pfaffe aus dem nahen Kloster Pöhlde Sr. Majestät gar sehr behülflich. Zwar war diese Mitwirkung ganz geheim getrieben; aber der Verräther schläft nicht: hier war es der Burggeist. Lange hatte dieser sein Wesen oder Unwesen auf Scharzfeld getrieben, spukte in der Küche, im Keller, besonders aber auf dem runden Thurme, der vor dem Schlosse stand. Man war seiner so gewohnt, da er niemand zwickte, hörte sein Gepolter und Geheul ohne Grausen, da es zu oft kam, und ließ ihn ruhig seinen Unfug treiben. Er gehörte mit Einem Wort zu den Hausthieren des Hofstaats, und war ein Inventarienstück der Burg zu nennen.

Dieser Burggeist erhob nach vollbrachter That ein ungewöhnlich fürchterliches Geheul, tobte entsetzlich ob dieser Schandthat in der ganzen Burg herum, und erschütterte sie in ihrer Grundveste. Gefoltert von den heftigsten Gewissensbissen irrte die Gefallene aus einem Winkel in den andern; das Hofgesinde schlug Kreutz auf Kreutz, und erwartete mit klappernden Gliedern nichts Gutes. Doch nicht züchtigen wollte der Burggeist, nur aufbrechen und seinen alten Sitz verlassen. Es war ihm nicht möglich, hier länger zu

weilen, wo die Tugend und Unschuld vom Reichsoberhaupte selbst mit Füßen getreten war. Unter krachenden Donnerschlägen fuhr er im runden Thurme hinauf, hob die Bedachung desselben ab, und stürzte sie in die Tiefe, schwebte über Scharzfeld, schrie es laut über die ganze Gegend aus, daß der Pfaffe mehr als der Kaiser an dieser Sünde schuldig sei, und verschwand. Seit der Zeit hat kein Dach wieder auf dem Thurme fest sitzen wollen, so oft man es auch zu erneuern versuchte, denn der Burggeist kam immer und riß es ab. Der Pfaffe aber ging sein Lebelang verstört umher, und kam nie wieder zu einem heitern Gesichte.

Nach mehrern Tagen kehrte der betrogene Ehemann von der Helden zurück, und fand sein Weib, welche ihn zärtlich liebte, und sich die bittersten Vorwürfe über das Geschehene machte, weinend und betrübt. Er fragte nach der Ursache, und sie gestand ihm Alles. Voll Wuth und Zorn eilte er nach Goslar, um sich an dem Kaiser persönlich zu rächen. Heinrich mochte jedoch die Ursache dieses Besuchs ahnen, und fand daher dienlich, ihn nicht vor sich zu lassen. Um aber für die Zukunft gegen seine Nachstellungen ganz gesichert zu seyn, fügte er noch den menschenfreundlichen Befehl hinzu, ihn auf eine gute Art aus dem Wege zu räumen. Hiervon erhielt Helden jedoch Nachricht. Er verließ Goslar sogleich,

und rächte sich nun dadurch, daß er die Bergleute auf dem Harze zum Aufstande reitzte, und mit ihnen die Gegend verließ, wodurch auch die Bergwerke in gänzlichen Verfall geriethen.

Heinrich zog nun die Burg Scharzfeld mit Zubehör ein, und belehnte einen Wittekind von Wolfenbüttel damit. Da dieser 1130 ohne Erben starb, und sie als ein Reichslehn an den Kaiser Lothar zurückfiel, machte Norbert, der damalige Erzbischof von Magdeburg, Ansprüche darauf, indem er behauptete, daß das nahe gelegene Kloster Pöhlde, an welches Scharzfeld schon von Otto I. geschenkt war, von Otto II. an das Erzstift Magdeburg abgetrten worden sei, diesem mithin angehöre. Da die Prätension Grund hatte, so verglich sich Lothar 1130 mit dem geistlichen Herrn dahin, daß er für seine Ansprüche das damalige Kloster, das jetzige Dessauische Amt, Alsleben an der Saale, dem Erzstift überließ, und dagegen Scharzfeld behielt, woraus er nun eine Reichsfestung machte.

Im Jahre 1157 erhielt es Heinrich der Löwe vom Kaiser gegen Abtretung der Zäringischen Erbgüter in Schwaben, welche seiner ersten Gemahlin Clementia gehört hatten; er verlor es aber bei seiner Achtserklärung: und nun treten Herren von Scharzfeld auf, die sich Grafen nennen, und sich im Besitz von Scharzfeld befinden, ohne daß man weiß, woher sie stam-

men. Der erste hieß Siegbode: vielleicht daß ihn Lothar zum Grafen machte.

Seine zwei Enkel, Heinrich und Burchard, theilten sich in zwei Linien, in die Scharzfeld'sche und in die Lauterbergsche; die erstere starb im Anfange des 14ten Jahrhunderts aus, und Scharzfeld fiel an die Lauterbergsche Linie, welche sich nun bald von Lutterberg, bald von Scharzfeld nannte. Graf Otto der jüngere residirte noch 1311 zu Scharzfeld. Mit seinen drei Söhnen erlosch 1390 auch diese Linie. Ein heftiger Successionsstreit folgte ihrer Beerdigung. Der Erzbischof von Mainz, der Bischof von Hildesheim, die Aebtissinnen von Quedlinburg und Gandersheim, alle machten Ansprüche auf diese Grafschaft; allein sie wurde keinem von ihnen zu Theil: der tapfere Ritter von Minnigerode nahm sie für den Herzog Friedrich von Braunschweig in Besitz.

Im zweiten Jahre des 15ten Sekuli mochte es den Herzögen von Braunschweig an Gelde fehlen; sie versetzten daher Scharzfeld und Lutterberg für eilftausend Mark Silber (nach jetziger Währung beinahe 150000 Thaler) an den Grafen Heinrich VIII. von Hohenstein. Da ihnen nach Verlauf von funfzig Jahren die Wiedereinlösung noch immer nicht möglich gewesen war, so überließen sie beide im Jahr 1456 den Grafen von Hohenstein völlig als ein erbliches Lehn.

Nach dem Erlöschen des gräflich hohensteinschen Geschlechts, im Jahre 1593, zogen die Herzöge von Grubenhagen diese Besitzungen als eröffnetes Lehn wieder ein, und als auch diese 1617 ausstarben, fielen sie an die Herzöge von Celle. Seitdem sind sie bei dem Hause Braunschweig-Lüneburgscher Linie geblieben, bis sie in unsern Tagen zum Königreich Westphalen gezogen wurden.

Scharzfeld wurde in frühern Zeiten immer in gutem Stande erhalten, von den Herzögen oft besucht und auch als Staatsgefängniß benutzt, bis es im siebenjährigen Kriege zerstört wurde. Es rückten nämlich im Jahre 1761. 11000 Mann Franzosen davor, und forderten es zur Uebergabe auf. Bekannt mit der Geschichte des Schlosses, das bis dahin noch alle Belagerungen ausgehalten, niemals, selbst nicht in den zügellosen Fehdezeiten, erstiegen noch erobert worden war, und überzeugt, daß der Felsen, ohne die genaueste Lokalkenntniß, unersteiglich sei, schlug die darin liegende Mannschaft, die aus einer geringen Anzahl churbraunschweigscher Jäger bestand, diese Aufforderung rund ab. Zwar wußte sie wohl, daß sie der Uebermacht würde erliegen müssen, allein, die Ehre des Platzes zu retten, versuchte sie wenigstens das Aeußerste.

Die Franzosen, welche nicht die von 1806, und es noch nicht gewohnt waren, binnen vierzehn Tagen,

binnen vier Wochen Hauptfestungen zu erobern, schlossen es daher enge ein, um es auszuhungern. Auf dem, dem Schlosse gegenüber liegenden, Berge errichteten sie Batterieen, um es von da aus über das Thal hinüber zu beschießen. Da ihr Geschütz aber nicht so weit reichte, ihre Batterieen auch durch die großen eisernen Kanonen der Besatzung zerstört wurden, so suchten sie auf Schleichwegen Herr davon zu werden. Schurken gab es nun von jeher und überall. Auch hier fand sich einer unter den Einwohnern des nahen Städtchens Lauterberg, der dem Feinde einen Weg von der Seite dieses Ortes her zeigte, auf welchem es ihm gelang, das dabei gelegene Fort oder die Citadelle, der Frauenstein genannt, zu überrumpeln, wodurch das Schloß auch bald genöthigt war, sich zu ergeben.

Um den Coup und sich ins glänzendste Licht zu stellen, berichtete der Chef des feindlichen Corps sogleich seinem Könige, daß er binnen sieben Tagen Herr einer der wichtigsten Festungen Deutschlands geworden sei. Wie wurde er aber beschämt, als er bei seinem Einzuge fand, daß die Eroberung sehr unbedeutend war. Mehr aus Wuth, als aus Kriegspolitik ließ er hierauf Bergleute aus Lauterberg kommen, die das Schloß demoliren mußten, auch den ganzen Felsen durch Bohren und Schießen sprengen sollten, was aber bald unterblieb.

Seit dieser Zeit ist Scharzfeld keiner weitern Aufmerksamkeit gewürdigt worden. Man hat es seinem Schicksale überlassen, und was noch stehen geblieben war, verfiel nach und nach. Bald möchte es auch ganz aus der Reihe der Dinge verschwinden, da den Bewohnern der umliegenden Gegend nicht gewehrt wird, die brauchbaren Steine zu ihren Bedürfnissen wegzutragen. Darüber möchte jedoch noch ein bedeutender Zeitraum vergehen können, denn der Ruinen sind jetzt (1809) noch viele. Sie liegen, wie ich anfänglich bemerkt habe, auf einem hohen Berge, das eigentliche Schloß aber auf einem an achtzig Fuß hoch über den Berg emporsteigenden Felsen. Dahin konnte man nur vermittelst einer hohen steinernen Treppe, welche noch mit einer Zugbrücke verwahrt wurde, gelangen; und hier steht auch noch ein Theil des runden Thurms, dem die erwähnte Spukgeschichte einen Namen gemacht hat. Er war von lauter Quaderstücken erbauet, was man auch noch am Fundament sehen kann.

Die Gegend, welche man von Scharzfeld überblickt, gehört eben nicht unter die reizendsten, sie hat aber doch manchen anziehenden Punkt. Man sieht auf einen großen Theil des Eichsfeldes, des Hohensteinschen und Grubenhagenschen, oder auf Theile des Harzdepartements Westphalens. Links erheben sich Berge aus dem Fürstenthum Schwartzburg, und

rechts sieht man in einer Entfernung von fünf Meilen die beiden Bergspitzen, worauf die Ruinen der Schlösser, die Gleichen bei Göttingen, liegen, die wie zwei Maulwurfshügel hervorragen. Am Fuße des Berges fließt die Ocker vorüber, und die Landstraße von Osterode nach Nordhausen zieht sich daran hin.

Zum Unterschiede von dem nicht weit davon gelegenen Dorfe Scharzfeld wird es gewöhnlich, aber unrichtig, Scharzfels genannt. Beides, Schloß und Dorf, gehörten vordem zum churbraunschweigschen Amte Neuhof des Fürstenthums Grubenhagen, jetzt aber zum Kanton Lauterberg des Distrikts Osterode im Harzdepartement des Königreichs Westphalen.

Auch Schandenburg wird das Schloß in einigen alten Chroniken genannt. Merian leitet diesen Namen von einer Sage her, der zu Folge die Bewohner desselben einstens Nonnen aus dem nahe gelegenen Kloster Pöhlde raubten, auf das Schloß brachten und sie schändeten, worüber der vorhin erwähnte Spukgeist auch einen gewaltigen Lärm erhoben haben soll.

* * *

In dem Theile der Merianschen Topographie, welche das Lüneburgsche und Braunschweigsche enthält, findet man S. 183 eine Abbildung von Scharzfeld, wie es um das Jahr 1650 aussah, wo es sich noch ganz in gutem und befestigtem Zustande be-

fand. Die jüngste Abbildung ist im Maihefte des Journals für die neuesten Land- und Seereisen. Berlin bei Braunes, 1809, von D. Berger gestochen, zu finden. Die Ruinen sind da ganz in der Nähe dargestellt.

Benutzt habe ich bei Obigem: Geschichte der Grafschaft Hohenstein, von Hoche. — Carls vaterländische Reisen. — Honemanns Alterthümer des Harzes; — und eigene Bekanntschaft mit dem Lokale haben mir da geholfen, wo mich jene verließen.

IV.

Gleisberg oder Kunitzburg.

So vergehen alle die Werke der Menschen! So verschwinden die Reiche und die Nationen.

Volney.

IV.

Gleisberg oder Kunitzburg.

Wenig mehr als einige historische Bruchstücke kann ich von dieser bei der Universitätsstadt Jena gelegenen Burg mittheilen; dennoch glaube ich aber, daß sie von denen, die einst ihre Jugendjahre in Jena verlebten und die Kunitzburg wohl nicht unbesucht ließen, willkommen geheißen werden dürfte. Bei ihnen erwecken sie vielleicht manche liebe Erinnerung an Stunden des Genusses und der Freude in diesen Mauern: Erinnerungen an jene glückliche Periode der Täuschung, wo dem jungen Manne die ganze Welt noch angehört, für ihn nur da zu seyn scheint. Wie mancher hochfliegende Plan mag in ihren Trümmern geträumt, wie manchem Jünglinge die Brust von dunkeln wehmüthig-frohen Gefühlen gehoben worden seyn, wenn er im halb verfallenen Fenster lag und hinabblickte in die schöne romantische, vor ihm ausgebreitete, von der Saale durchströmte Ebene! Mit was für schönen Vorsätzen mag sich hier mancher sei-

nen künftigen Lebensplan entworfen haben, und wie sehr fand er sich beim Eintritt in die Geschäftswelt getäuscht! —

Gleisberg liegt eine Stunde von Jena. In ältern Zeiten hieß es Glizberg, Glisberg; jetzt nennt man es die Kunitzburg, von dem darunter gelegenen ehemaligen Städtchen und jetzigen Dorfe Kunitz. Seinen Ursprung hat es ohne Zweifel irgend einem deutschen Könige oder Kaiser im 10ten, wo nicht schon im 9ten Jahrhundert zu danken, und es ist wahrscheinlich, daß die Kaiser diese Burg gewissen Kommandanten oder Vögten anvertrauten, welche nachher das Eigenthum des Schlosses nebst einigem Zubehör an sich gebracht und alsdann ihren Geschlechtsnamen davon angenommen haben.

Diese Herren von Gleisberg, welche einige Jahrhunderte hindurch in bekannten Urkunden häufig vorkommen, haben den Historikern viel zu schaffen gemacht. Bald sollten es Grafen, dann domini oder advocati de Glitzberg, dann wieder gemeine Edelleute oder Vögte gewesen seyn, und keine dieser Meinungen konnte ganz unumstößlich bewiesen werden. Wir wollen die alten Herren sich streiten lassen, besonders da in keiner Urkunde die geringste Nachricht zu finden ist, daß die Gleisberge Besitzer des Schlosses waren, von welchem hier gesprochen werden soll.

Im Jahre 1290, wo Kaiser Rudolph verschiedene

thüringische Bergvesten, welche in Raubschlösser ausgeartet waren, zerstören ließ, soll Gleisberg mit darunter gewesen seyn. Es scheint jedoch, daß es seinen Inhabern nur abgenommen, als ein ursprünglich kaiserliches und Reichsschloß eingezogen, und allenfalls nur die Festungswerke, nicht das Schloß selbst, demolirt wurden. Dies wird dadurch wahrscheinlich, weil das Schloß einige Zeit nachher noch eine brauchbare Veste, oder, wenn es auch bei jener Eroberung beschädigt worden seyn sollte, doch unter den Regierungen der folgenden Kaiser in guten Stand gesetzt worden war. Denn im Jahre 1327 wurde es vom Kaiser Ludwig IV. dem damaligen Herrn Reußen Vogt von Plauen, zuverlässig nicht als ein verwüstetes, sondern als ein zum Dienste für Kaiser und Reich taugliches Haus in der Absicht eigenthümlich und erblich übereignet, daß er und seine Erben mit dem Schlosse dem damaligen und allen folgenden Kaisern auf Erfordern dienen und aufwarten solle. Im Besitze der beiden Urkunden und Lehnbriefe, welche der Beschenkte darüber erhielt, und die zu Pisa ausgestellt sind, ist das fürstliche Haus Reuß zu Greiz noch jetzt, im Besitze des Schlosses aber nicht mehr.

Reuß von Plauen erhielt mit dem Schlosse auch den dazu gehörigen Bezirk und alle von diesem Besitze abhängende Gerechtsame. Der Umfang, welchen diese Herrschaft hatte, läßt sich aber nicht mehr genau

angeben; doch läßt sich vermuthen, daß die meisten um Gleisberg herum liegenden Orte dazu gehört haben, und der Gerichtsbarkeit, oder, wie es genannt wurde, der Vogtei, des Besitzers desselben unterworfen gewesen sind. Nach dieser Zeit findet man nichts mehr von einer kaiserlichen Belehnung, und es müssen in der Folge, in Rücksicht der Lehnsabhängigkeit Gleisbergs, Veränderungen eingetreten seyn, wovon aber nichts Genaues bekannt ist. Ueberhaupt ist von dem, was mit diesem Schlosse und der dazu gehörigen Herrschaft zwischen 1290 bis 1327, wo es sich in kaiserlichen Händen unmittelbar befand, und hernach während des Reußischen Besitzes vorgegangen, keine zuverlässige Nachricht aufzufinden. So viel ist gewiß, daß die Reußischen Nachkommen Gleisberg noch in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts als Eigenthum besaßen. Nach dieser Zeit kam es an das markgräflich Meißnische und landgräflich Thüringsche Haus. Unter welchen Umständen dies geschah, ist nicht zu bestimmen. Wahrscheinlich ist es, daß Gleisberg, nachdem das markgräfliche Haus auf irgend eine Art die Lehnsherrlichkeit darüber erlangt hatte, nach dem Tode zweier Reußischen Brüder zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts an jenes Haus als eröffnetes Lehn zurückfiel.

1405 verpfändete Markgraf Wilhelm die Gleisbergschen Schloßgüter zu Kunitz an die Familie von

Buttelstädt. Nach seinem Tode kam dieser Distrikt in der Ländertheilung von 1410 an Landgraf Friedrich den jüngern oder Friedfertigen in Thüringen, der ihn 1429 an seine Vettern, den Churfürsten zu Sachsen Friedrich den Gütigen und Herzog Sigismund, verkaufte. Herzog Johann Wilhelm III. belieh hierauf 1450 die Familie von Vitzthum und einen von Witzleben mit dem bis dahin wüste gelegenen Schlosse unter der Bedingung, es wieder aufzubauen und wider seinen Bruder, den Churfürsten Friedrich II. von Sachsen, mit welchem er Krieg führte, zu gebrauchen. Drei Jahre später aber schlossen die Brüder Friede, und nun wurden die Vitzthume zur Erkenntlichkeit aus dem Lande gejagt, Gleisberg nebst allen ihren sonstigen Besitzungen in Thüringen und Meißen ihnen abgenommen und ersteres wieder zerstört. Seit dieser Zeit liegt es in Ruinen. Seit 1485 ist die Herrschaft Gleisberg zum Amte Jena geschlagen worden, und gehört jetzt dem Hause Sachsen-Weimar. Der Name Gleisberg hat allmählig dem der Kunitzburg weichen müssen, und jener ist nun gänzlich verschwunden.

Die noch vorhandenen Reste dieser Burg liegen ganz vorn auf der Felsenstirn des Berges, welcher der Gleis- oder auch Kunitzer-Berg genannt wird, und seinen Fuß in die Saale streckt. Aus den noch sichtbaren Fragmenten der äußern Mauer kann man den Umfang entnehmen, den die Burg hatte. Die Aus-

sicht ist durch unendliche Fülle an Mannigfaltigkeit und durch den Blick auf einen großen Theil des lieblichen Saalthals entzückend schön. Vorn unter dem schroffen Abgrunde das freundliche wohlhabende Dorf Kunitz, von seinen reichlichen Aeckern, Obstgärten und Rebenhügeln umgeben; dann das weite, zu beiden Seiten stundenlang ausgedehnte Thal mit der von Dorf zu Dorf durch Wiesen und Fluren sich schlängelnden Saale und Landstraße. Gegenüber eine Kette von Bergen, über welche mehrere Dörfer oder Meiereien, und rechter Hand, ganz am Ende, das Schloß nebst dem Städtchen Dornburg hervorragen.

An einen hohen Thurm schließt sich eine hohe Wand mit zwei Fensteröffnungen an, in denen noch jetzt die steinernen Sitze enthalten sind, von welchen vielleicht mancher Ritter oder manches Burgfräulein forschend oder liebend hinabblickte. Von hier sieht man aufwärts im Saalthale die Stadt Jena liegen.

* * *

Ein Aufsatz über Gleisberg im Oktoberstück der Sächsischen Provinzialblätter von 1800 hat mir größtentheils den Stoff zu Vorstehendem geliefert.

Die beste mir bekannte Abbildung der Ruinen findet man in den malerischen Ansichten aus der Gegend der Universitätsstadt Jena, von J. Roux, 1. Heft. Jena, 1806. Querfol., von Roux gezeichnet und gestochen.

V.

Giebichenstein.

Am Weg auf hohen Felsen stand
Vor Alters eine Burg;
Die alten Rudera davon
Wies mir der Schwager Postillon.

Bürger.

V.

Giebichenstein.

Das Schloß Giebichenstein würde in der großen Gallerie alter Vesten eine sehr untergeordnete Rolle spielen, und vielleicht schon längst das Schicksal vieler andern — kaum dem Namen nach gekannt zu seyn — gehabt haben, wenn es nicht die romantische Fabel von Ludwig dem Springer aus seinem Dunkel herausgehoben und — wenn dieser Ausdruck hier anwendbar seyn darf — unsterblich in der Geschichte gemacht hätte. Denn nimmt man diese Erzählung davon, so bleiben nur unbedeutende Begebenheiten übrig, welche die Geschichte seiner Schicksale bilden, für die man alsdann kein vorzügliches Interesse fühlen könnte. So aber hat es einen Namen erlangt, den es nicht wieder verlieren wird, wenn auch klar dargethan wäre, daß jene Erzählung nur das ist, was sie ist — eine Fabel. Von dieser hernach. Jetzt die Geschichte des Schlosses.

Das Schloß Giebichenstein liegt auf einem hohen steilen Felsen dicht an der Saale, eine halbe Stunde

von der Universitätsstadt Halle entfernt. Das Jahr seiner Geburt ist, wie bei so vielen Burgen, die ein hohes Alter tragen, in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Dies zu verdrängen, würde eine so unmögliche als mühevolle Arbeit seyn, auch nur in noch größere historische Untiefen führen. So viel möchte aber wohl erweislich seyn, daß es im zehnten Jahrhundert schon gestanden hat, und der Hauptort einer Burggrafschaft gleiches Namens war, deren Besitzer die Grafen von Wettin und Merseburg waren. Einer der Letztern, Markgraf Riddag von Merseburg, trat es an Kaiser Otto I. ab, behielt sich jedoch den lebenslänglichen Nießbrauch vor. Nach seinem Ableben wurde es daher, nebst den dazu gehörigen beträchtlichen Besitzungen, worunter sich auch die Salzquellen in Halle befanden, ein Eigenthum der sächsischen Kaiser. Von diesen schenkte Kaiser Otto I. im Jahre 961 einen Theil an das Erzstift zu Magdeburg, und wenige Jahre später das übrige auch. Dessenungeachtet muß aber das Schloß auf gewisse Art noch zur Disposition der Kaiser gewesen seyn, denn es wurde noch lange Zeit von ihnen zur Aufbewahrung angesehener Staatsgefangenen gebraucht. So ließ im Jahre 1003 Kaiser Heinrich II. den Markgrafen Heinrich von Oesterreich ein Jahr lang hier eingesperrt halten, weil er zum Nachtheil des Kaisers die Böhmen nach Baiern geführt hatte. Heinrich III. ließ den Herzog

Gottfried von Lothringen zwei Jahre lang darauf einsperren. Herzog Ernst II. von Schwaben saß auch lange Zeit da, weil er wider seinen Stiefvater Kaiser Konrad II. kabalirte; und Ludwig Landgraf von Thüringen, der sogenannte Springer, saß wegen ähnlichen Vergehens zwei Jahre lang hier. Es entstand daher das Sprichwort:

Wer kommt nach Giebichenstein,
kommt selten wieder heim.

Giebichenstein war dabei dennoch die Residenz, oder vielmehr das gewöhnliche Absteigequartier der Erzbischöfe, wenn sie sich in dieser Gegend aufhielten. Nicht aber auf dem eigentlichen Schlosse war es, — denn dies sollte nur in Kriegszeiten zum letzten Zufluchtsorte dienen, — sondern am Fuße des Schloßberges. Hier standen die zur Aufnahme des ganzen Hofstaats und zur Wirthschaft nöthigen Gebäude, welche von einem tiefen Graben umgeben waren. Hier befand sich ihre Kanzlei nebst dem Archiv, und hier starben auch mehrere Erzbischöfe, als Walther 1012, Adelgot 1118, Albert IV. 1403, Günther II. 1445, Friedrich III. 1464, und Johann 1475.

Während dieser Zeit hatte das Schloß mancherlei Schicksale. Im Jahre 1278 nahm es Markgraf Dietrich von Landsberg in einer Fehde ein, und gab es dem damaligen Erzbischof Bernhard erst vier Jahre

nachher, und nur gegen Erlegung von 500 Mark Stendalschen Silbers, zurück. In einer Fehde zwischen der Stadt Halle und dem Erzbischof Burchard III. eroberte es Graf Bernhard IV. von Mansfeld; und ob er gleich mit den Hallensern alliirt war, so behielt er doch die Beute für sich, versetzte sie aber für 1100 Mark Silbers an die Stadt Halle. Im folgenden 1328sten Jahre gerieth diese in Bann und Achtserklärung. Warum? ist mir unbekannt. Der Erzbischof erbot sich, sie aus diesem politischen Fegefeuer zu reißen, wenn sie ihm Giebichenstein frei zurückgeben würde. Was wollte sie machen! sie willigte ein, und der Bannstrahl erlosch.

Otto's Nachfolger reparirte es 1363 durchaus, ließ auch am Fuße des Felsens eine hölzerne Brücke über die Saale bauen, die jedoch das Wasser bald wieder zerstörte. Günther III., der in den vielen Fehden mit den Städten Magdeburg und Halle fast alle seine Schlösser einbüßte, behielt nur noch Giebichenstein, und bekriegte von da aus seine Feinde. Er mußte zwar auch dieses an Churfürst Friedrich von Sachsen pfandweise überlassen, löste es jedoch bald wieder ein. Nach hergestellter Ruhe befestigte er es im Jahre 1442 aufs neue, ließ um die untern Gebäude herum die zum Theil noch vorhandenen Graben, Mauern und Thürme aufführen, und sein Nachfolger Friedrich II. errichtete da viele neue Gebäude.

Dessen Nachfolger Johann, ein Pfalzgraf am Rhein, vermehrte die Schloßgebäude, auf welchen er 1474 den König Christian von Dänemark einige Tage bewirthete, als dieser nach Rom reiste. Im folgenden Jahre starb Johann, und sein Nachfolger Prinz Ernst von Sachsen war der Letzte, der Giebichenstein bewohnte. In Halle lag nämlich der Rath und die Pfännerschaft seit langer Zeit schon in Streit mit einander. Dieser erhob sich 1478 mit einer solchen Heftigkeit, und der Magistrat sah sich dabei so in die Enge getrieben, daß er seine Zuflucht zu dem Erzbischof Ernst nahm, ihn zu Hülfe rief, und sogar die Schlüssel der Stadt auf dem Schlosse Giebichenstein in seine Hände lieferte. Halle hatte von jeher den Erzbischöfen angestanden, und gern hätten sie es längst schon an sich gerissen, wenn nur einiger Schein des Rechts dazu vorhanden gewesen wäre. Der Antrag der Stadt kam daher Ernsten sehr erwünscht, und er säumte nicht, sogleich mit seiner Mannschaft in die Stadt zu ziehen. Die Häupter der Rebellen ließ er gefangen nehmen, und erklärte sich zum Herrn von Halle. Ohne Schwerdtstreich, ohne daß ein Tropfen Bluts floß, ging dieses so in erzbischöfliche Hände über. Ernst, der diesen Ort schicklicher zu einem Wohnort fand, als Giebichenstein, verließ dieses, und bauete sich dort ein Schloß, welches die jetzt auch in Ruinen liegende Moritzburg ist. Seitdem stand Gie-

bichenstein verlassen und verödet, wozu ein Wetterstrahl, der am 1sten September 1572 in eine Scheuer fiel, und mehrere Gebäude abbrannte, viel beitrug.

Der 30jährige Krieg gab ihm vollends den Rest. Der schwedische Feldmarschall Banner quartirte sich im Jahre 1636 mit einem starken Kommando Reuterei darauf ein, und zwar mit aller möglichen militärischen Ungezogenheit. Die Pferde wurden überall hingestellt, in Stuben und in Kammern; ja sogar in die Amtsstuben wurden sie gebracht, und ihnen hier die Amtsakten und Dokumente untergestreuet. Im Malzhause kam durch die Nachlässigkeit der Soldaten Feuer aus, das die am Fuße des Felsens gelegene Kapelle und sämmtliche Burggebäude verzehrte. Nur der Thurm, der nachher reparirt ward, und worin noch jetzt die Uhr des Orts ist, und einige Mauern blieben stehen. Diese wenigen Mauern sieht man noch gegenwärtig. Auch die Mauern der Kirche stehen noch, und sind zu einem Brauhause eingerichtet worden. Von den sonstigen erzbischöflichen Wohn- und Wirthschaftsgebäuden findet man auch noch hin und wieder Reste, welche zu den Wirthschaftsgebäuden des jetzigen Guths benutzt sind.

Die Lage des Schlosses Giebichenstein war vor der Erfindung unserer jetzigen Kriegsinstrumente sehr fest. Der Fels, auf dem es ruhete, steigt fast rings herum gerade in die Höhe. Auf der einen Seite fließt die

Saale dicht daran hin, und wenn sonst die Aufgangsseite gut verwahrt wurde, so war es höchst schwierig, es zu erobern; denn auch tiefe Gräben sicherten es am Fuße gegen jede Annäherung.

Die Umgebungen des Felsens sind sehr angenehm, die Aussicht von ihm recht heitern Charakters. Die sanftfließende Saale, welche nicht fern davon über eine Wehr brauset, das am andern Ufer liegende Dörfchen Cröllwitz, das große reinliche Dorf Giebichenstein, Halle mit seinen schönen hohen Thürmen, und ringsum ein buntes Gemisch von Dörfern, Gebüschen, Wiesen, Saatfeldern und Landhäusern, von der Saale in mehrern Armen durchschnitten, das alles bildet ein Gemälde, wovor man gern verweilt.

Von diesem Gemälde aus der wirklichen Welt führe ich meinen Leser nun zu jenem aus der romantischen, aus der Fabelwelt: ich meine zur Geschichte Ludwigs des Springers. Sie mag diejenigen entschädigen, denen das Vorhergehende trocken schien.

Im eilften Jahrhundert herrschte über Thüringen Landgraf Ludwig II., ein Mann, weder von besonderer Tapferkeit noch strenger Moralität, aber feurigen verliebten Temperaments, und von der Natur sehr wohl gebildet. Minderjährig kam er zur Regierung, und kaum volljährig vermählte er sich mit einer Tochter Herzog Ulrichs von Sachsen, lebte jedoch ihres unersättlichen Stolzes halber unglücklich mit ihr, so

daß er sie den Eltern zurückschickte, bei denen sie bald darauf starb. Entfesselt von diesem traurigen Verhältniß, frei und jung, im vollen Besitz jugendlicher Kraft und noch ohne Erben, fühlte er das Bedürfniß doppelt, sich an ein Wesen anzuschließen, das ihn mit Liebe umfing, suchte aber lange vergebens darnach unter den Burgfräuleins seiner Nachbarn. Allen gefiel wohl er, aber keine fesselte ihn; und lange schwärmte er umher, bis ihm endlich die Stunde schlug. Auf einem großen Banquet, das der Graf Metzelinus zu Nebra angestellt hatte, traf Ludwig mit der, wegen ihrer besondern Schönheit berühmten, Pfalzgräfin Adelheid von Sachsen zusammen. Die Tafel würzte Frohsinn und muntere Laune, und der Becher lös'te die Bande der Konvenienz und Etikette. Nach der Tafel wurde getanzt, und wo nun noch Zurückhaltung herrschte, da scheuchte sie Musik, und die vom Walzer sanktionirte Erlaubniß, in verbotenen Graden sich zu nähern. Ludwig drehte sich mit Adelheid im Saale umher; seine Blicke begegneten den ihrigen, seine Hand berührte die ihrige, sein Arm umfing ihren schönen Körper, ihre beiderseitigen Empfindungen drückte die Grazie aus, mit der sie tanzten, und unwillkührlich richteten sich die Augen Aller auf dieses schöne Paar. Gegenseitig entstand eine Neigung unter ihnen, die freilich besser unterdrückt worden wäre. Wer mag es aber dem jungen Manne

verargen, daß er das Schöne schön fand; wer mag der blühenden Adelheid den Seufzer zum Vorwurf machen, der ihrer schwellenden Brust sich entwand, wenn sie den feurigen Ludwig mit ihrem phlegmatischen Eheherrn verglich! — Der Tag verstrich. Mit Blicken gaben sie sich das Wort, eine Neigung nicht zu dämpfen, in deren Fortdauer ein seliger Genuß für sie lag.

Einige Zeit darauf war Ludwig in Freiburg an der Unstrut, wo er ein Schloß erbauen ließ. Hier erfuhr er, daß der Pfalzgraf Friedrich, der auf dem nahen Schlosse Weißenburg *) wohnte, abwesend, und Adelheid allein sei. Rasch schwang er sich aufs Roß und flog hinüber, ließ sich anmelden, und Adelheid empfing ihn mit hochklopfendem Herzen. Die Unterredung war sittsam und einsylbig, bis Ludwig die Laute ergriff, und durch sie seine Gefühle sprechen ließ. Die Annäherung begann; Gefühle lös'ten sich in Worte auf; unumwundene Erklärungen folgten, und ewige Liebe wurde einander geschworen. Aber wie zum Genuß derselben gelangen? Diese Aufgabe lös'te — welche Aufgaben lösen Weiber nicht! — Adelheid. Ein schwarzer Anschlag, der ihren schlechten Charakter ins hellste Licht stellt, entquoll ihrem un-

*) Im jetzigen Königl. Sächs. Amte Freiburg, über dem Dorfe Zscheiplitz.

edeln Herzen. Sie forderte nämlich Ludwig auf, ihren Eheherrn — zu morden. Nur ein von der leidenschaftlichsten Liebe gepackter Mann, dessen Vernunft die Sinnlichkeit ganz umgarnt hält, konnte bei diesem Vorschlage nicht zurückbeben, das Weib doch noch an sich reißen, und durch Bande der Ehe, welche sie so eben auf die gewaltsamste Weise zu zerreißen verlangte, an sich fesseln wollen. Ludwig stutzte, leider aber mehr über die Schwierigkeit der Ausführung, als über die Zumuthung selbst. Er wandte Einiges dagegen ein; aber Adelheid, hierauf vorbereitet, räumte alle Einwürfe aus dem Wege, und vermochte Ludwig, ihr zu schwören, daß er die That vollbringen wolle. Ihr Plan war folgender: In der Nähe des Schlosses Weißenburg war ein kleiner Wald, in welchem Friedrich oft jagte. Hier sollte sich Ludwig, wenn Ersterer im Bade säße, einfinden und mit seinen Reisigen jagen. Sie wollte dann sorgen, daß Friedrich aufgebracht darüber werden, und, um ihm das Jagen zu wehren, auch in den Wald kommen solle. Hier könnte er ihn durch Schimpfreden reitzen, zum Zweikampf auffordern, und — umbringen. Der Zweikampf werde den Mord bemänteln, und er zu weiter keiner Verantwortung gezogen werden. Nach verflossener Trauerzeit würde sie seine Gattin, und ihr Zweck sei erreicht.

Ludwig gab wirklich sein Wort zur Ausführung

dieser schändlichen That. Auf seiner Burg ließ er die Waffen in Stand setzen, Fangeisen, Armbrust, Pfeile, Alles bereit legen, um auf jeden Fall mit Allem versehen zu seyn, und wenn der Streich mit Einer Waffe mißlänge, ihn mit der andern auszuführen. Er blieb in Freiburg, um auf den ersten Wink seiner Geliebten da zu seyn. Dieser erfolgte. Adelheid ließ ihn benachrichtigen, daß ihr Mann so eben ins Bad gestiegen sei, er möchte jetzt in dem bestimmten Hölzchen erscheinen. Ludwig zog aus, von einem starken Jagdgefolge begleitet, und Hörner und Hunde verkündigten gar bald seine Gegenwart. Adelheid, die mit erheuchelter Sorgfalt sich um des Mannes Badewanne beschäftigte, hörte nicht so bald die süßtönende Musik, als sie ans Fenster lief, zu sehen, was es gäbe. Mit ereifernder Stimme fuhr sie auf den badenden Ehemann los, erzählte ihm, was sie gesehen, und forderte ihn auf, diesen Eingriff in seine Rechte nicht zu dulden, und den jagenden Ludwig für einen solchen Frevel zu züchtigen.

Pfalzgraf Friedrich, der den Frieden liebte, gern allen Streit vermied, selbst mit Aufopferung eigenen Vortheils vermied, suchte Ludwig zu entschuldigen, erklärte das Ueberschreiten seines Jagdreviers für eine zufällige Verirrung, womit es Nachbarn nicht so streng nehmen müßten, und meinte, daß ein Hirsch mehr oder weniger kein großer Verlust für ihn sei.

Adelheid wurde aber heftiger, mahlte Ludwigs Vergehen mit den grellsten Farben aus, sprach ihrem Gatten allen männlichen Charakter ab, nannte ihn feig, weibisch, phlegmatisch, und brachte es endlich dadurch so weit, daß sich dieser aus dem Bade erhob. Was blieb ihm anders übrig, als das liebe Weib zu besänftigen; er mußte ja wohl.

Wer war nun geschäftiger als Adelheid, den Gemahl anzukleiden, und ihn, von einigen Dienern begleitet, hinab in den Wald zu treiben. Die Schlange! sie hatte ihm das Sterbekleid angelegt; er kehrte nicht wieder.

Friedrich traf Ludwigen mit seiner Schaar im vollen Jagen an; und da dieser gar nicht that, als wollte er sich entschuldigen, so wurde doch Friedrichs Galle rege. Er sprengte auf Ludwig zu, redete ihn barsch an, und verlangte Genugthuung. Ludwig antwortete keck; ein Wort holte das andere; sie geriethen in den heftigsten Wortwechsel; Ludwig drückte sein Armbrust auf den ganz unbewaffneten Pfalzgrafen ab, fehlte, nahm nun einen Schweinsspieß, rennte auf ihn los, und ehe Friedrich nur auszuweichen vermochte, lag er schon in Blute schwimmend an der Erde. Das ledige Roß lief nach der Burg zurück, die Diener Friedrichs trugen den entseelten Leichnam nach, und Ludwig begab sich auf sein am Thüringer Walde gelegenes Schloß Schauenburg.

Adelheid spielte die Rolle der Untröstlichen, der tief Gebeugten meisterhaft. Sie rang die Hände, zerfloß in Thränen, zerraufte ihre schönen blonden Locken, warf sich in die tiefsten Trauerkleider, und ließ den Leichnam Friedrichs mit großem Pomp im Kloster Gosek beisetzen. Weg war nun das Hinderniß, das ihrer Liebe zu Ludwig entgegenstand; und die Hoffnung, zu seinem Besitze zu gelangen, übertäubte die Stimme ihres Gewissens. Ludwig konnte diese nicht so leicht zum Schweigen bringen. Sie mahnte ihn oft und hart. Trotz der Rohheit der Sitten jener Zeit fühlte er das Schlechte seiner Handlung ganz, und suchte daher allerlei Zerstreuungen auf. Es gelang. Zeit und Umstände mindern Alles, und bald mahlte ihm die Hoffnung einer Verbindung mit Adelheid eine rosenfarbene Zukunft vor. Er sandte Spione aus, welche hören mußten, was man über den Vorfall spreche, was seine Geliebte mache, und er erfuhr, daß vielerlei Gerüchte darüber zirkulirten, daß die meisten den Mord als im Zweikampf geschehen betrachteten, vom eigentlichen Grunde desselben aber niemand etwas ahne, und Adelheid in stiller Eingezogenheit auf ihrer Burg lebe und trauere. Jetzt wurde er dreist, und schritt zur Ausführung des Plans. Eine zärtliche Korrespondenz, wie sie die bleierne Schreibart der Zeit nur zuließ, begann zwischen den beiden Liebenden; und noch war kein Jahr

verflossen, als Ludwig die untröstliche junge Wittwe nach der Schauenburg führte und sie ehelichte. Mit aller Pracht jener Zeit wurde die Vermählung gefeiert. Acht Tage lang wechselten Turniere, Banquets, Musik und Tanz, woran alle Edle der umliegenden Gegend Theil nahmen, und vergessen war bald im Taumel der Lust der blutige Pfad, auf welchem die Liebenden ins Ehebette wandelten. Nun aber war die Ermordung Friedrichs für Niemand mehr ein verhülltes Geheimniß. Die Ungeduld der Liebenden, sich zu besitzen, hatte selbst den Schleier zerrissen, der ihn verhüllte, und Ludwig erschien jetzt als absichtlicher Mörder. Friedrichs Verwandten suchten daher Alles hervor, sich an ihm zu rächen. Besonders that dies Friedrichs Bruder, der Erzbischof Adelbert von Bremen. Dieser wußte sich beim Kaiser Heinrich IV. anzuschmeicheln und ihn gegen Ludwig einzunehmen; und da die Unruhen zwischen Heinrichen und den Thüringern wegen des Mainzer Zehnden, — wovon wir bei der Geschichte des Schlosses Spatenberg mehr hören werden — damals obwalteten, so benutzte er diesen Umstand, und schilderte Ludwigen als einen Hauptaufwiegler der Thüringer. Es gelang ihm auch — denn was gelang in diesen Zeiten den Pfaffen nicht! — den Kaiser so gegen Ludwigen aufzubringen, daß er Befehl gab, den unruhigen Kopf gefangen zu nehmen. Die Ausführung dieses erschlichenen

Befehls erfolgte bald. Als Ludwig einst von Sangerhausen nach Halle ritt, ward er aufgehoben und nach dem Schlosse Giebichenstein geführt.

Ohne die eigentliche Ursache der Verhaftnehmung zu wissen, saß er gefesselt und eng verwahrt. Vergebens harrte er auf eine Anklage, vergebens auf Heinrichs Rückkehr aus Italien, um sich der Gnade desselben unterwerfen zu können. Trostlos jammerte zu Hause seine Adelheid, und Beide weinten über ihr trauriges Schicksal. So verging ein, so vergingen zwei Jahre. Die Hoffnung, aus dem Kerker zu kommen, ward immer schwächer, und die Furcht vor einer traurigen Zukunft nahm zu. Endlich kehrte Heinrich aus Italien nach Thüringen zurück, und nun sollte Ludwigen der Prozeß gemacht werden. In dieser peinlichen Lage nahm Ludwig seine Zuflucht zum heiligen Ulrich, flehte diesen Patron um Hülfe an, und versprach Kirchen und Klöster zu bauen, Tempel und Altäre zu errichten, wenn er ihn befreien würde. Der heilige Ulrich nahm dies gnädig auf, und sein Beistand äußerte sich dadurch, daß Ludwig auf den Einfall kam, durch einen Sprung aus dem Fenster seines Gefängnisses hinab in die Saale, zu entkommen. Dieser Gedanke gedieh immer mehr zum festen Entschluß, und seine Ausführung geschah folgendergestalt.

Um der Fesseln entledigt zu werden, stellte er sich krank und immer kränker. Er wurde schwach und

matt, sprach von seinem Ende, verließ das Lager nicht, ließ Alles mit sich machen, wie mit einem Kranken, und erreichte dadurch unverlangt, was er wünschte. Man nahm als unnöthig und für seine Genesung schädlich ihm die Fesseln ab; doch verließen ihn die sechs Edelleute, welche Tag und Nacht bei ihm die Wache hatten, nicht. Nachdem einige Tage so verflossen waren, und er seine Schwäche recht täuschend hatte zunehmen lassen, verlangte er seinen Geheimschreiber, um ihm seinen letzten Willen diktiren zu können. Einer Person seines Ranges konnte dies nicht versagt werden, und der Geheimschreiber kam. Durch die zunehmende Krankheit sorgloser gemacht, und auch aus Bescheidenheit, bei Abfassung des letzten Willens nicht gegenwärtig seyn zu wollen, ließen die Wächter Ludwigen meistens allein mit seinem Diener. Statt des letzten Willens diktirte Ludwig aber demselben einen Befehl an seinen Amtmann in Weißenfels, welcher alle Anstalten zur Flucht enthielt. Zwei Kähne sollten auf einen bestimmten Tag unterm Schlosse Giebichenstein bereit seyn, ihn aufzunehmen, sein Leibroß, der Schwan genannt, am andern Ufer der Saale bereit stehen, ihn weiter zu tragen, und der Geheimschreiber mußte ihm einen Mantel von Wachstuch verschaffen, den er umnehmen wollte, damit sich der Wind darin fangen möchte und er sanfter in die Flu-

then hinabfiele. Alles dies geschah, und Niemand gewahrte das Mindeste. Es hieß, der letzte Wille sei nun verfaßt, und der Geheimschreiber begab sich wieder zurück, der harrenden Adelheid hiervon Nachricht zu überbringen. Mit freudiger Unruhe sah Ludwig den Tag sich nähern, den er zu seiner Erlösung bestimmt hatte, und der ihn wieder in den Schooß seiner Familie zurückbringen sollte. Aengstlich-bange über die Ungewißheit des Gelingens seines gewagten Plans, warf er sich am letzten Abend auf das Lager, zog sein Rettungskleid an, und that einen Mantel darüber, es zu bergen. Kein Schlaf winkte ihm; Gefühle gemischter Art hielten seine Lebensgeister in steter Spannung. Viel zu langsam krochen ihm die Stunden vorwärts. Jede Minute däuchte ihm sechzig, der Gang der Uhr im hohen Thurme über ihm schien zu stocken. So quälte er sich durch diese ewige Nacht, indeß sie seinen schnarchenden Wächtern ein Augenblick war. Mit inbrünstigem Gebete begrüßte er am Fenster die ersten Strahlen der Sonne, die in seinen Kerker fielen. Mit Wehmuth sah er hinab in die Fluthen der Saale, in denen sich die Sonnengluth spiegelte, mit Wehmuth, ob sie sein Grab oder seine Befreier seyn würden. Er seufzte laut, hob die Hände empor, und da entfiel ihm der Stab, mit welchem er der verstellten Schwäche halber immer herumging. Seine

Wächter sprangen erschrocken auf, rieben sich den Schlaf aus den Augen, und wunderten sich sehr, Ludwigen so zeitig das Lager verlassen zu sehen. Mit der Antwort, daß ihm heute recht wohl sei, und er sich durch Herumgehen Bewegung machen wolle, beruhigte er sie jedoch wieder.

So brachte Ludwig fast den ganzen Tag mit Herumgehen in seiner Klause zu. Die Unruhe trieb ihn umher. Oft sah er durch das Fenster, ob nicht die bestellten Kähne auf der Saale erschienen, sein Pferd nicht ankäme; und schon glaubte er vergebens zu harren, da der Abend nahte, als endlich die ersehnten Rettungswerkzeuge anlangten. Mit hochklopfendem Herzen ging er noch einmal in der Stube auf und ab. Seine Wächter, vertieft im Damenbretspiel, beobachteten ihn nicht. Diesen Moment benutzte er, warf erst den Stab und den obern Mantel von sich, sprang dann in das offene Fenster und stürzte sich hinab in die Saale. Das künstliche Gewand blähete der Wind auf, und so fiel er sanft in die Wellen, aus denen ihn die Fischer hervorzogen und an das Ufer brachten. Hier setzte er sich auf sein getreues, flüchtiges Roß, und jagte nach Sangerhausen in die Arme seiner Adelheid.

Wie es möglich war, von einer so beträchtlichen Höhe herab in die Saale zu springen, ohne wenigstens sinnlos an's Ufer gebracht zu werden, das wollen wir

ununtersucht lassen. Wahrscheinlich aber schützte ihn der Hexameter:

Suscipe virgo tuum nunc sancta Maria ministrum.

den er im Hinabspringen recitirte.

Kurz, Ludwig hatte sich befreit, war glücklich gerettet, baute dem heiligen Ulrich die versprochene Kirche zu Sangerhausen, die jetzt noch steht, stiftete das Kloster Reinhardsbrunnen und seine Adelheid das Kloster Oldisleben. Nun war der Himmel beruhigt, die Menschen auch, und Ludwig hieß seit der Zeit der Springer.

Die ganze Legion der Chronikenschreiber von Thüringen erzählt die Geschichte dieses Sprunges. So wahrscheinlich sie sie aber auch darzustellen, so sehr sie sie aber auch mit der genauesten Angabe vieler kleinen Nebenumstände zu begleiten weiß, und so geneigt man ist, sich durch das Abentheuerliche und Romantische derselben bestechen zu lassen und ihr Glauben beizumessen, so auffallend zeigt doch das Lokal, daß es eine völlige Unmöglichkeit war, an der Seite, wo die Saale beim Schlosse Giebichenstein vorüberfließt, hinab zu springen. Denn es ragen einige Felsstücke so weit hervor, daß übermenschliche Schnellkräfte nöthig wären, sich über sie hinaus zu schwingen. Daß die Saale nicht ganz dicht am Felsen wegläuft, wäre ein noch zu widerlegender Einwurf, da die Ufer eines Flusses ste-

ten Veränderungen ausgesetzt sind. Man kann daher diesen Sprung für nichts anders als ein Mährchen halten, das dem von der Roßtrappe am Unterharze zugesellt werden muß. So wie man nun da dem Reisenden noch die Spuren des Pferdetrittes zeigt, so wird man auch hier auf das noch zur Hälfte stehende Fenster aufmerksam gemacht, aus dem Ludwig entwischte.

Ohne Zweifel geht es aber mit dieser Geschichte wie mit so mancher andern, die einen fabelhaften Anstrich hat. Etwas Wahres liegt immer zum Grunde, nur ist dies durch vieljährige Tradition, aus politischen Rücksichten, oder aus sonstigen Privatursachen, welche man in Urkunden oder öffentlichen Schriften vergebens suchen möchte, in ein solches Gewebe von Unwahrscheinlichkeiten gehüllt, daß es nicht mehr zu erkennen oder ganz daraus verdrängt ist. Ludwig wurde vom Kaiser Heinrich IV. im Jahre 1081. wirklich gefangen genommen und auf Giebichenstein gesetzt. Nicht aber wegen der Ermordung Friedrichs, die er freilich, wo nicht selbst verrichtete, doch verrichten ließ, sondern weil er an einer von den sächsischen Fürsten wider den Kaiser gestifteten Revolte Antheil genommen hatte. Auch befreite ihn kein Sprung, sondern seine Freunde. Die Wächter, welche entweder bestochen oder überlistet waren, erzählten aber seine Flucht auf jene wundervolle Art, um der Verantwortung zu entgehen, oder ihre Nachlässigkeit zu bemänteln, wel-

che Zwecke sie auch erreichten. Mit Hülfe des heiligen Ulrichs fanden es ihre leichtgläubigen Zeitgenossen gar nicht unmöglich, und Ludwig erhielt den Beinamen des Springers, der ihm auch jetzt noch, nur mit dem Zusatze: „so genannt“ des Unterschieds wegen nicht entzogen wird.

Ludwig starb 1123, ein und achtzig Jahr alt. Adelheid funfzehn Jahr früher. Beide liegen in der Klosterkirche zu Reinhardsbrunnen begraben. Sein moralischer Charakter setzt ihn keinesweges unter die Zahl derer, die sich durch sittliche Tugenden hervorthaten. Er beging bei der Erbauung der Wartburg, wie wir demnächst bei der Geschichte dieses Schlosses sehen werden, eine große Ungerechtigkeit; er ließ den Pfalzgrafen Friedrich aus unreiner Liebe ermorden, oder that es selbst; er weigerte sich, seinem Stiefsohne die väterlichen Güter herauszugeben: lauter Züge, die seinem Herzen wenig Ehre machen. Man würde aber auf der andern Seite auch sehr irren, wenn man die Tugenden jenes Zeitalters nach unserm Maasstabe abmessen wollte. Die rohe Denkungsart jener Zeiten entschuldigt Manches, was unsere Moralisten aufbringen würde, und die damalige Verwirrung und stete Befehdung machten manche Handlung nothwendig, welche außerdem schreiende Ungerechtigkeit gewesen wäre.

* * *

Von den Ruinen des Schlosses Giebichenstein giebt es einige Abbildungen. Im dritten Hefte der Topographie pitoresque des états prussiens. Berlin, bei Morino, 1788. ist eine illuminirte von Nergel, welcher Treue der Darstellung nicht abzusprechen ist. Dreyhaupt in seiner Beschreibung des Saalkreises stellt sie im 2ten Theile auf der vierzigsten Tafel, von G. A. Gründler gezeichnet, dar, wie sie im Jahre 1750 aussahen. Der Unterschied zwischen damals und jetzt ist jedoch nicht groß, wenige Mauern standen damals mehr. Dieser Theil der Dreyhauptschen Beschreibung des Saalkreises; Vulpius Ludovicus desiliens, 1713; Müllers Streifereien in den Harz, 1ster Bd. 1800, und eigne Ansicht des Lokals sind die Quellen, aus denen ich bei Bearbeitung der Erzählung von Giebichenstein schöpfte.

VI.

Anhalt.

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten,
So entfleucht das Traumbild eitler Macht!
So versinkt im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!

Matthisson.

VI.

Anhalt.

Die Burg Anhalt liegt in Trümmern, aber das Fürstenhaus, dessen Wiege sie war, blüht noch. Seit Jahrhunderten schon ist sie zerfallen, und nach einem Jahrhunderte möchte auch die mindeste Spur davon vergebens aufgesucht werden. Möge doch immer das Geschlecht, das aus ihr hervortrat, und zu den ältesten Deutschlands gehört, noch viele Jahrhunderte hindurch seinen Stamm fortgrünen sehen und weit verbreitende Aeste treiben, die nie der Sturm der Zeiten entblättere.

Es thut mir recht leid, daß ich gerade von der Burg Anhalt, die mir so nahe liegt, und dem Lande angehört, in welchem ich so glücklich lebe, gar wenig Bedeutendes sagen kann. Ihre Besitzer spielten mitunter große Rollen, thaten sich durch Tugenden und durch Tapferkeit hervor; aber ihre Stammburg war nie der Schauplatz hervorspringender Ereignisse. Sie war keine Räuberhöhle, kein Ort des Jammers un-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

schuldiger Gefangener, bei dessen Anblick der Vorüberziehende ein Kreuz schlug, und ihr aus dem Gesicht zu kommen eilte. Stets die friedliche Wohnung friedlicher Bewohner, fand sie nur in den Umständen ihren Untergang. Also nur wenig ist's, was ich über sie mittheilen kann, wenn ich mich nicht in trockne Untersuchungen einlassen will, ob mir gleich alle Quellen zum Gebrauch bereit standen. Dies Wenige ist Folgendes:

Im Herzogthum Anhalt-Bernburg, und zwar im obern Theile, der zum Unterharz gehört, ist ein schönes romantisches Thal, das Selkenthal genannt. Es ist sechs Stunden lang, wird von dem Wasser, die Selke, durchströmt, und ist reich an pittoresken Naturschönheiten. Am rechten Ufer desselben liegen auf dem kegelförmigen Hausberge die Ruinen der Burg Anhalt, von Ballenstedt 1½ Stunde, von Harzgerode eine Stunde entfernt. Die oberste Fläche des Berges steht mit keinem benachbarten Berge in Verbindung, und war sehr klüglich zur Bebauung mit einer Burg ausgewählt, indem die Natur sie schon gegen Ueberfälle schützte. Sie ist mit einer Menge von Mauerstücken und Steinen belegt. Nichts davon sieht aber einem Gebäude noch ähnlich, als der Fuß eines runden Thurms, unter welchem der Eingang in ein verschüttetes Gewölbe ist. Alles Uebrige ist gänz-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

lich zusammengestürzt und mit Büschen und Bäumen überwachsen.

Die Aussicht von dem Berge erstreckt sich nicht über die umliegenden Harzgebirge hinweg, und auch an dieser hindern oft Bäume und Gesträuche. Mit Mühe findet man zwischen ihnen durch, einen Raum, um das Schloß Falkenstein, das Vorwerk Wilhelmshof, den Brocken und das Jagdhaus Meiseberg zu sehen, oder in dem schönen Thale den Schlangenlauf der Selke verfolgen zu können. Besonders sind daran eine Menge der schönsten Ulmen und Eschen hinderlich.

Da, wo sich die höchste Höhe des Berges in die an sie grenzenden Berge gegen Mitternacht hin verflächt, bemerkt man noch eine um sie herumlaufende Vertiefung, vordem ein Wallgraben. Wo aber der Berg gerade hinab in das Thal läuft, hört sie auf. Noch etwas tiefer hinab, nach Mitternacht, trifft man an dem Wege nach Wilhelmshof ebenfalls Steinhaufen an, die von eingestürzten Gebäuden herrühren müssen. Beckmann spricht in seiner Anhaltschen Geschichte von den Ruinen einer Kapelle oder Kirche, welche er in der Nähe des Schlosses noch gesehen habe. Sehr wahrscheinlich sind das diese Steinhaufen. Noch wahrscheinlicher wird es, wenn er sagt, daß am Ende des Gottesackers bei dieser Kirche eine große Lin-

de stehe, worin viele Namen fürstlicher Personen eingeschnitten wären, und man von einer sehr großen Linde jetzt noch bei jenem Steinhaufen den Stamm findet.

Am Fuße des Berges und am Eingange in das Thal, der Feuersteinsgrund genannt, sieht man auch noch Grundmauern von Häusern. Mündlichen Traditionen zu Folge hat da ein Jägerhof, der zum Schlosse gehörte, gestanden. Noch jetzt heißt der Holzort, welcher dem Anhaltsberge gegen Westen liegt, und von demselben durch den Feuersteinsgrund getrennt ist, der Jägerhof.

Die Bergart des Haus= oder Anhaltberges ist ein grauer Thonschiefer. Man findet aber auch vielen Jaspis daran, welches einige alte Schriftsteller veranlaßte, zu sagen, daß das Stammhaus der Fürsten von Anhalt auf einem Jaspisgrunde stehe. Beckmann führt in seiner Beschreibung der Bergwerke des Harzes bei dieser Gelegenheit folgende poetische Zeilen an:

„Es ist wohl nie gehört, daß eines Königs Haus,
Auf solchen Grund gebaut, der Anhalt übertrifft.
Das graue Alterthum in Anhalt weißt es aus,
Daß dessen Stammhaus ist auf Jaspisgrund gestift't.
Die Deutung soll wohl seyn, Gott lasse es geschehen!
Daß dieses hohe Haus nie werde untergehen.“

Obgleich diese Deutung etwas gesucht ist, so entschuldigt sie doch des Verfassers gutgemeinter Wunsch.

Als eine besondere Eigenheit des Hausberges verdient noch bemerkt zu werden, daß fast alle in dieser Gegend wachsende Laubholzarten darauf stehen. Man könnte ihn daher eine Probekarte von Bäumen und Gesträuchen des Landes nennen.

In der Geschichte dieses Schlosses finden wir, daß es, wie schon erwähnt, nie zu solchen unedeln Zwecken dienen mußte, wie so viele andere Burgen. Es war vom Anfange an bis zu seinem Untergange die friedliche Wohnung der Vorfahren des Anhaltschen Fürstenhauses. Esikus IV., Graf von Ballenstedt, erbaute es um das Jahr 905, als er sein väterliches Haus in Ballenstedt in ein Kollegiatstift verwandelte. Er scheint es aber nur angelegt zu haben, denn als einer seiner Urenkel, Otto, mit dem Zunamen der Reiche, im Jahr 1110 das Kollegiatstift Ballenstedt in ein Benediktinerkloster verwandelte, und deswegen seinen Wohnsitz von Ballenstedt nach dem Schlosse Anhalt verlegte, ließ er den angefangenen Bau erst vollenden. Da es ganz von Steinen aufgeführt gewesen seyn mag, so haben einige alte Skribenten, welche so gern Alles aufsuchten, um den Ursprung eines Namens ableiten zu können, — sollten auch die Beweise noch so hergezwungen seyn — die Entstehung des

Wortes Anhalt darin finden wollen, indem sie sagten, daß, da es ohne Holz erbaut gewesen sei, man es „ohne Holt, ahne Holt“ genannt habe, woraus denn Anhalt geworden wäre.

Dreißig Jahre darnach zerstörten es die Freunde Herzog Heinrichs des Löwen, welcher damals kaum zehn Jahr alt war. Albrecht der Bär (von Anhalt) wollte nämlich bei der Minderjährigkeit Heinrichs einen Einfall in Sachsen thun, der ihm aber übel bekam, und die Zerstörung des Schlosses nach sich zog. Wer es nun wieder erbaute, ist unbekannt. Im Jahr 1300 muß es aber noch bewohnt gewesen seyn, denn Fürst Otto von Anhalt unterzeichnete daselbst eine Urkunde, vermöge welcher er dem Kloster Ballenstedt das Dorf Eneckerode schenkte. Desgleichen wird in einem Legat an das Stift Gernrode vom Jahr 1373 eines Herrn Arnold, Perners (Pfarrers) von Anhalt gedacht. Ob aber späterhin noch, ist ungewiß.

Ueber die Art seines Unterganges ist man verschiedener Meinung. Nach einigen alten Geschichtschreibern hat es Konrad, Erzbischof zu Magdeburg, in Verbindung mit dem Markgrafen Konrad zu Meißen und den Grafen zu Wettin, nebst mehrern andern Schlössern im Harze zerstört. Spangenberg sagt davon in seiner sächsischen Chronik, daß sie namentlich mit diesem Schlosse so unbarmherzig umgegangen wä-

ten, daß Niemand zur damaligen Zeit sich habe entsinnen können, daß ein Schloß mit der Schnelligkeit wäre niedergerissen worden. Andere sagen, Heinrich der Löwe habe es demolirt, weil Kaiser Friedrich der Rothbart ihm Sachsen nahm, und den Fürsten Bernhard von Anhalt damit belieh. Wieder Andere meinen, es sei verlassen worden und von selbst zerfallen. Diese Letztern scheinen aber zu irren, und die gewaltsame Zerstörung mehr Glauben zu verdienen. Denn, wollte man auch annehmen, daß es gleich nach dem Jahr 1373, wo es doch noch bewohnt war, verlassen worden wäre, so würde es seit der Zeit, oder in den seitdem verflossenen 431 Jahren, nicht so ganz und gar haben verfallen können, wie wir es jetzt finden, sondern es würden wohl noch mehrere Reste stehen.

Bei der Theilung des Fürstenthums Anhalt im Jahr 1603 wurde dieses Schloß, da die Herzöge von Anhalt alle den Namen davon führen, als eine gemeinschaftliche Besitzung beibehalten, und keinem der gemachten Antheile zugelegt. In dieser Verfassung befindet es sich noch. Die Ruine gehört den jetzigen drei Anhaltschen Fürstenhäusern Bernburg, Dessau und Köthen gemeinschaftlich; Grund und Boden aber ist Bernburgisch.

* * *

Becmann und Bertram in ihren Geschichten des Fürstenthums Anhalt, so wie eigne Besichtigung, lieferten diese wenigen Nachrichten. Eine Abbildung des Schlosses, wie es einmal war, finde ich nirgends. Von seiner jetzigen Beschaffenheit möchte eine Darstellung zu unbedeutend seyn.

* * *

VII.

Stolpen.

— — — Disjectis — muris
reliquias veterumque vides monumenta virorum.

Virgil.

VII.

Stolpen.

Im Meißnischen Kreise des Königreichs Sachsen liegen, drei Meilen von Dresden, über dem Städtchen Stolpen, die Ruinen der vormals schönen und wichtigen Burg gleiches Namens. Ein sanft anlaufender Basaltberg trägt sie, an dessen Fuße die Weiseritz fließt.

Die Geschichte giebt uns zwar von ihren ersten Erbauern keine befriedigende Nachricht, sie beurkundet aber, daß das Städtchen in den ältesten Zeiten, und bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, Jockrym, folglich erst von dieser Zeit an, nach der dabei liegenden Veste, Stolpen genannt, und beide im Jahre 1218 von dem adeligen wendischen Geschlechte Mocco besessen wurden.

Bischof Bruno II. von Meißen brachte Stadt und Veste, wahrscheinlich im Jahre 1227, von den Mocco's kaufweise an sein Stift. Von dieser Zeit an haben sie diese Bischöfe nebst allem Zubehör bis in die

Mitte des 16ten Jahrhunderts besessen, und zuletzt sogar ihren bleibenden Sitz dahin verlegt gehabt.

Zur Zeit der ersten Besitzer mag die Burg von keiner großen Bedeutung gewesen seyn, da sie die alte Sage lediglich ein von geschrotenem Holze aufgeführtes Bollwerk nennt. Ihre nothwendige Verstärkung und Verschönerung erhielt sie nach und nach erst unter der bischöflichen und churfürstlichen Regierung. Sie bestand und besteht zum Theil noch aus drei durch Zugbrücken mit einander verbundenen Höfen. In diese gelangte man jedoch erst durch den Hanewald — dem äußersten Platze vor der Burg, der ein Außenwerk formirte, und von Bischof Johann III. 1390 angelegt war — und durch die mit starken Brustwehren, gewölbten Thoren und tiefen Gräben versehene Klengelsburg, einem zweiten, vormals mit dem Hanewalde durch eine Zugbrücke verbunden gewesenen Außenwerke, das Churfürst Georg II. von Sachsen 1675 durch seinen Oberlandbaumeister von Klengel anlegen ließ. Im ersten Hofe befand sich der Donatsthurm, von dem aber jetzt keine Spur mehr zu sehen ist, desgleichen der Marstall, der Kornboden, die Marterkammer und eine große Cisterne. Der zweite Hof enthält die Hauptwache, rechts einen dicken Thurm, die alte Schösserei genannt, und links den St. Johannisthurm. Diesen hat die Gräfin Kosel merkwürdig gemacht. Sie, die

in der Geschichte der Liebeleien des Königs Augusts von Polen eine Hauptfigur ist, wollte einmal in einem Anfalle von Eifersucht den König erschießen. Um von dieser endemischen Krankheit geheilt zu werden, mußte sie in diesem Thurme ihr Vergehen bereuen lernen. Unter einer humanern Regierung bot man ihr die Freiheit wieder an, allein aus freier Wahl blieb sie und konnte sich nicht entschließen, ihren Aufenthalt, den ihr die Gewohnheit angenehm gemacht hatte, zu verlassen. Hier hatte sie ihren kleinen Garten, eine Treppe hoch ihr Wohnzimmer, noch höher ihre Bibliothek, Boudoir und dergleichen. Als eine Merkwürdigkeit zeigt man noch jetzt ihre damalige häusliche Einrichtung.

Innerhalb des dritten, auch mit dicken Mauern und tiefen Gräben wohlverwahrten Hofes standen die ehemaligen herrschaftlichen Gebäude, welche späterhin die Festungskommandanten bewohnten; nämlich: 1) der Seigerthurm, den schon Churfürst August erbauete, der 1714 zum letzten Male reparirt ward, und neben welchem ein Destillirhaus stand, worin Anna, Augusts wirthschaftliche Gemahlin, allerhand feingebrannte Wasser abgezogen haben soll. 2) der Siebenspitzenthurm, den der Bischof Schönberg von Meißen um die Mitte des 15ten Jahrhunderts erbauete, und mit sieben Spitzen versehen ließ. Nachdem er im 30jährigen Kriege durch Kroaten nebst

den andern Burggebäuden mit verbrannte, wurde er zwar wieder aufgebauet, erhielt aber nur Eine Spitze; 3) das Brunnenhaus, welches über dem 143½ Elle tiefen, durch lauter Basalt gebrochenen Brunnen stand; 4) das Zeughaus; 5) das Kunstthürmchen, welches seinen Namen von der darin befindlichen, 1563 angelegten, und vor 15 bis 18 Jahren mit großen Kosten wiederhergestellten Wasserkunst hat, vermöge welcher das durch doppelte, größtentheils eiserne Röhren von dem Dorfe Lauterbach hereingeleitete Wasser den Berg hinauf, und in die Burg getrieben wird; 6) die Schloßkapelle. Sie war der heiligen Barbara gewidmet, wurde im Anfange des 15ten Jahrhunderts vom Bischof Thimo von Meißen erbaut, und zugleich ein Kollegiat von sieben Kanonicis dabei gestiftet. Sehenswerth war darin ein prächtiger mit Gemälden und Bildsäulen reich verzierter Hochaltar, und ein in der Mitte der Kapelle stehendes, aus Stein sehr künstlich gearbeitetes großes Kreuz, an welchem sonst ein besonderer Altar stand, der nach der Reformation zum Taufstisch gebraucht wurde. Im Jahr 1591 ließ Churfürst August seinen achten Sohn hier taufen. Die Taufzeugen waren Dr. Peucer, Magister Philipp und die Doktorin Nefe. Was würde man jetzt von einem Fürsten sagen, der solche Personen zu Gevattern bäte? — Außerdem war diese Kapelle ehemals mit vie-

zen heiligen Reliquien reichlich versehen; der Aberglaube, so wie der Unglaube, haben sie aber von hier vertrieben. Im Jahre 1539 wurden die kostbarsten Heiligthümer des Domstifts zu Meißen, worunter sich auch ein leibhaftiger Finger des Apostels Paulus befand, in diese Schloßkirche geflüchtet, weil man fürchtete, daß sie dort, wo die neue Lehre schon so weit um sich gegriffen hatte, nicht mehr vor Zerstörungen sicher seyn möchten. Gegen das Ende des Jahres 1558 schickte man sie aber auch von hier wieder fort, nachdem sie während der Carlowitzischen Befehdung vom Pfaffen Niklas Gruner im Bettstroh waren verborgen worden. Jetzt ist die Kapelle in das Amtsarchiv verwandelt. Man sieht aus der beträchtlichen Anzahl der Gebäude, welche zum Stolpener Schlosse gehörten, von welcher Wichtigkeit und von welchem Umfang es war. Von allen steht gegenwärtig nur noch der Amtsschütteboden, der Seigerthurm und die Kapelle.

Von den Schicksalen Stolpens ist aus den ältesten Zeiten her wenig, und dies Wenige noch sehr mangelhaft auf uns gekommen. Nur das wissen wir zuverlässig, daß die Hussiten im Jahre 1429 in der dasigen Gegend große Verheerungen anrichteten, auch das Städtchen Jockrym verbrannten, an die Veste Stolpen sich aber nicht wagten. Wir können daher ganz davon schweigen, und sogleich zur Erzählung

der für die Macht der geistlichen Herren in Sachsen überhaupt und für das Stift Meißen insbesondere sehr ungünstige Begenheit übergehen.

Nach dem Tode des Bischofs Niklas II. von Meißen, (ein v. Carlowitz) war Johann IX. (ein Edler von Haugwitz) Bischof geworden. Kaum daß er es war, so sah er sich in Streitigkeiten verwickelt, deren Resultat der Verlust des ganzen Stolpener Gebiets war. Hans von Carlowitz, der Neffe Niklas II., verlangte nämlich von ihm die Herausgabe des von seinem Onkel hinterlassenen Testaments. Johann lieferte auch ein versiegeltes, von seinem Vorfahrer, jedoch noch als Kanonikus, errichtetes Testament, nebst einer mit Geld gefüllten Kiste aus; allein Carlowitz behauptete, daß sein Onkel kurz vor seinem Ableben noch ein Testament gemacht, und im Stolpener Archive niedergelegt habe. Dies müsse ihm herausgegeben werden, und wenn es sich nicht fände, so sei es untergeschlagen. Johann verlangte Beweis und Genugthuung, und war bereit, sich einem rechtlichen Erkenntnisse in dieser Sache zu unterwerfen; Carlowitz aber ließ sich hierauf nicht ein, sondern beschloß, mit Gewalt zu erlangen, was er durch Güte nicht bekommen konnte. Am 13ten September 1558 schickte er ihm einen Fehdebrief zu, und den 14ten schon berennte er Stolpen, um Johann wo möglich persönlich zu fangen. Da dieser Plan aber mißlang,

indem Johann nach Prag entflohen war, so fühlte er seine Rache durch Verwüstung der bischöflichen Besitzungen. Auch suchte er die Burgknechte, jedoch vergebens, aus der Veste zu locken. Den bischöflichen Räthen war jedoch herzlich bange, als sie von oben herab die Verwüstungen des Feindes ansehen mußten. Sie ließen aus dem großen Geschütze drei Nothschüsse thun und Sturm läuten, damit die Bauern aus den umliegenden Gegenden zusammenkommen und der Verwüstung Einhalt thun sollten; aber es kam auch nicht Einer. Carlowitz verließ zwar den Stolpener Bezirk auf einige Zeit, um die entferntern bischöflichen Besitzungen zu durchstreichen, kehrte jedoch, nachdem er sich der Städte Wurzen und Mügeln bemächtigt und sie ausgeplündert hatte, bald zurück, und bedrängte Stolpen und Bischofswerda von neuem, und zwar härter als vorher, weil man ihn, ungeachtet aller geäußerten Versicherungen, sich freundschaftlich benehmen zu wollen, nicht einließ.

Bischof Johann sprach indessen den bedrängten Stolpenern von Prag aus Trost zu. Er verhieß ihnen Hülfe, sie möchten nur ausharren. Allein Carlowitz wurde kühner und dringender; die Hülfe blieb aus, und die zur Verzweiflung gebrachten Einwohner Stolpens sahen sich genöthigt, ihren obersten Schutzherrn, den Churfürsten, um Rettung und Beistand anzuflehen. Churfürst August versprach Hülfe; aber erst

nach drei vollen Wochen schickte er einen Ausschuß von bewaffneten Alt-Dresdenern und Radeberger Bürgern unter der Anführung des Bruders des Befehders. Ohne Widerrede wurde dieser in die Burg eingelassen, und nahm von ihr im Namen des Churfürsten Besitz. Die Streitigkeiten wurden bald ausgeglichen. Johann mußte an Carlowitz 4000 Gülden zahlen, und alle, welche während der Fehde Verlust gehabt hatten, entschädigen. Carlowitz mußte aller Ansprüche auf das Testament seines Onkels entsagen, und alle in Besitz genommene bischöfliche Ortschaften zurückgeben. Letzteres geschah, bis auf die Pflege und Burg Stolpen. Diese hatte der Churfürst einmal in Besitz, und gab sie auch nicht wieder heraus, bot jedoch dem Bischof dafür das Amt, die Stadt und das Kloster Mühlberg an. Was wollte der arme Johann machen, er mußte sich schon diesen schlechten Tausch gefallen lassen, wenn er nicht ganz leer ausgehen wollte. Auf diese Art erreichte auch in dieser schönen Pflege Sachsens das geistliche Regiment seine Endschaft.

Daß der Churfürst bei Schlichtung dieses Zwists nicht ganz unparteiisch verfuhr, und sich selbst am wenigsten dabei vergaß, leuchtet in die Augen. Ja, es scheint sogar, daß er die Fehde, wenn auch nicht veranlaßte, doch sehr begünstigte; denn er ließ geschehen, was er wohl als Landesherr nicht hätte zulassen

sollen: daß seine Vasallen, daß selbst sein Stallmeister, Hans von Carlowitz, so unbarmherzig auf den stiftischen Gütern wirthschaften durfte. Dadurch aber machte er sich am verdächtigsten, daß er sich nicht früher in den Streit mischte, als bis ihn die Stolpener und Bischofswerder um Schutz anriefen, und sich dadurch gewissermaßen schon der bischöflichen Herrschaft begaben. Sein Benehmen bei der ganzen Sache bewies auch nur zu deutlich, daß er dem Carlowitz wohl, und dem Bischof, der sich als einen heftigen Gegner der neuen Kirchenverfassung bewies, und den Fortschritten der Aufklärung in seinem Wirkungskreise alle Hindernisse in den Weg legte, übel wollte; *) daß er ihn zu schwächen, und die schönen Stiftsgüter mit guter Manier an sich zu ziehen suchte. Und so gelang es ihm denn auch, das ansehnliche Stiftsamt Stolpen gegen die weit unbeträchtlichern Mühlbergschen Klöstergüter einzutauschen.

Nach dieser traurigen Periode herrschte sechzig Jahre hindurch Ruhe und Friede in dem Bezirke Stolpens. Das Land erholte sich wieder, die Burg gewann an Bequemlichkeit und Festigkeit, und die Stadt zog aus der öftern Gegenwart des Churfürsten

*) In den finstern Marterkammern und Gefängnissen auf Stolpen ist mancher protestantische Lehrer, zur Ehre der katholischen Religion, zu Tode gepeinigt worden.

viele Vortheile. Im dreißigjährigen Kriege litt aber Alles wieder von neuem. Im Jahre 1632 wurde Stolpen von den Kroaten sehr heimgesucht. Sie plünderten die Stadt rein aus, ermordeten, wer sich ihnen widersetzte, wendeten sich dann gegen die Burg, in die sich die mehresten Einwohner mit Weibern und Kindern geflüchtet hatten, drangen mit Sturm durch die niedern drei Thore, bemächtigten sich des Kornbodens, schossen über die Zugbrücke auf die Schießlöcher, konnten aber doch des Platzes nicht Meister werden. Die Belagerten wehrten sich tapfer, und feuerten aus Stücken und Doppelhaken so scharf unter die Feinde, daß der Kroatenanführer Romhof die Burg mit Sturm zu erobern verzweifelte. Er forderte den Burghauptmann durch freundliche, ernste und drohende Worte zur Uebergabe auf; allein fruchtlos: man antwortete ihm vielmehr mit grobem Geschütz. Voll von Wuth und Rache gab er Befehl, die Stadt in Brand zu stecken, und bald darauf loderten die Flammen. Ein heftiger Sturm vermehrte das Unglück. Von der Stadtkirche flogen die glühenden Schieferstücken auf die Burg. Der Siebenspitzenthurm brannte zuerst, und dann alle äußere Gebäude. In drei schrecklichen Stunden waren sie und die ganze Stadt ein Aschenhaufen, welchen die Barbaren mit Hohngelächter verließen.

Durch den Prager Frieden war Sachsen mit dem

Kaiser und seinen Verbündeten wieder versöhnt, aber den Schweden und deren Bundesgenossen verhaßt. Banner, der furchtbare schwedische Heerführer, kam im Jahre 1639 mit 6000 Mann vor Stolpen, und ließ die kaum erst etwas aufgebauete Stadt nebst der Veste zur Uebergabe auffordern. Der Burghauptmann Hennig beantwortete diese Aufforderung aus seinem groben Geschütz, behauptete tapfer seinen Platz, mußte es aber ruhig geschehen lassen, daß die Stadt wieder angezündet ward, und zur Hälfte wieder abbrannte.

Nach Endigung des schrecklichen 30jährigen Krieges wurden die abgebrannten Gebäude auf der Burg wieder hergestellt und die Festungswerke noch vermehrt. Auch das Städtchen stieg wieder aus der Asche hervor. Aber bald gerieth ein Theil der Stadt und der Veste durch Verwahrlosung, bald durch Blitz in Brand, und am 4ten März 1723 wurden alle innerhalb der Ringmauer befindliche Stadt- und auch einige Burggebäude durch Verwahrlosung binnen zwei Stunden in Asche verwandelt. Ein böser Dämon schien dem Aufkommen des Orts entgegenzustreben. Auch waren die Einwohner durch das vielfache anhaltende Unglück so verarmt, daß es ihnen nur durch Hülfe einer Kollekte möglich war, sie wieder aufzubauen. Die Burggebäude wurden aber nur nothdürftig ausgebessert, weil der damalige Landesherr,

Friedrich August, König von Polen, die Burg nicht achtete. Er besuchte sie zwar einige Male mit der Gräfin Kosel, bezeichnete aber seine Gegenwart durch nichts als durch Jagen in dem an dem Berge gelegenen Thiergarten, und das letzte Mal durch Schüsse gegen den Basaltfelsen, dessen Festigkeit er probiren wollte.

Im siebenjährigen Kriege soll auf der Burg Stolpen der erste feindliche Preußische Schuß auf Sächsischem Boden geschehen seyn. Die Veranlassung dazu und die Geschichte dieses ersten Schusses ist folgende:

Mehrere Jahre vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges war Stolpen, so wie die andern Landesfestungen, mit einer Kompagnie Invaliden besetzt, deren Kommandant der General von Liebenau war. Dieser erhielt in der Nacht vom 30sten auf den 31sten August 1756 Ordre, die Garnison sogleich ab und auf die damalige Festung Sonnenstein marschiren zu lassen, welches auch geschah. Der Kommandant, ein älterer Kapitain und Lieutenant von der Artillerie, welche auf Stolpen wohnten, blieben allein darauf zurück, und die Einwohner des Dorfs Altstadt mußten, zu Folge uralter Verpflichtungen, einige Mann zur Bewachung stellen. Bis zum 3ten September war Alles ruhig, und Niemand vermuthete die von Bischofswerda her an diesem Tage des Abends um 6 Uhr in Stolpen ankommenden Husaren. Fast zu

gleicher Zeit war auch der Kommandant von seinem in Langenwolmsdorf liegenden Gute zurückgekommen, und man hatte die Zugbrücke niedergelassen, damit er hereinreiten könnte. Dieser zufällige Umstand allein machte den Husaren die Einnahme der Burg leicht und möglich, da sie außerdem bei aufgezogener Brükke ohne Aufforderung und Infanterie nicht würden hineingekommen seyn. Der Obristlieutenant und nachherige Generalmajor von Warnery vom Regiment Szekuly ritt daher ohne Widerstand in die Burg, denn die wachhabenden Bauern hatten kein geladenes Gewehr. Er ließ Appell blasen, und der Generalmajor von Liebenau kam herunter in den Burghof. Hier forderte ihm Warnery den Degen ab, und in dem Augenblicke, als Liebenau nach dem Degen griff, um ihn abzugeben, schoß der Barbar den 74jährigen Greis, der an keine Gegenwehr dachte noch denken wollte, mit einer Pistole eine Kugel in den Leib, die dieser auch mit ins Grab nahm.

Dies war der erste feindliche Preußische Schuß auf Sächsischem Boden; dies die zufällig leichte Einnahme einer unschuldigen Veste, woraus Warnery in seiner Relation davon eine große Heldenthat macht, und, mit vielfachen Unwahrheiten verbrämt, die Geschichte dieses Coups in einem ganz verfälschten Lichte darstellt, ohne zu bedenken, daß die Alles enthüllende Zeit auch diese Großsprechereien auf ihr Nichts zu-

rückführen würde. *) Das Warnery'sche Gefolge hinterließ auf Stolpen auch kein gutes Andenken. Es führte die metallenen Kanonen hinweg, warf die eisernen, nebst Gewehren und Munition, in den Brunnen, zerstörte die schöne Wasserleitung im Thiergarten, und riß an den Gebäuden und Festungswerken nieder, was es bis zu seinem am 18ten September erfolgten Abzuge niederzureißen vermochte.

Seit dieser Zeit ist nichts wieder aufgebauet, vielmehr ein großer Theil der Werke im Jahr 1787 abgetragen worden. Und so geht das schöne und veste Stolpen seinem gänzlichen Untergange entgegen. Der Thiergarten, unter der Burg, anfangs zu einem Baumgarten bestimmt, enthielt bis zum siebenjährigen Kriege indianisches und Dammwildpret. Jetzt ist eine herrschaftliche Schäferei darin, aus welcher alle Unterthanen zur Veredlung ihrer Schaafzucht Böcke und Mutterschaafe erhalten können.

Merkwürdig ist auch noch der so regelmäßig gebildete Basalt, aus welchem der Berg besteht. Der Berg läuft von allen Seiten sanft an; erst da, wo der Basalt anfängt, der auf der obern Kuppe hervor-

*) Commentaires sur les commentaires du comte de Turpin sur Montecuculi. 1779. T. 3. p. 134. — Deutsch in der Anthologie für Preuß. Offiziere. S. den Freimüthigen, Nr. 191. von 1806.

ragt, erhebt er sich auf einmal steil. Auf dem Bruche ist der Basalt grobkörnig und mit vielen glänzenden, schwarzen, glasartigen Punkten oder sogenannten Schörlkörpern vermischt, die aber sehr klein sind, und am Stahle Feuer geben. Die Säulen ragen am Tage zu 25 bis 30 Fuß hervor, haben 6 bis 12 Zoll im Durchschnitt, sind fünfeckig, selten sechs= oder achteckig, durchgängig von ganzer Masse, und durch keine horizontale Spaltungen getrennt. Er wird von grobkörnigem Granit, mit verschiedenen braunen Quarzdrusen durchsetzt, begleitet, ohne daß man die Grenzen beider Gesteine bestimmen kann. Nach dem im Schlosse befindlichen Brunnen, der durch lauter Basalt gebrochen ist, zu urtheilen, ist jede der Säulen, welche zu Tage aussteht, ein ununterbrochenes Ganzes, ohne Querspaltung von mehr als 312 Fuß Länge. An 500 Fuß Tiefe hat der Brunnen noch. Ein hineingeworfener Stein verursacht ein donnerähnliches Gepolter. Durch die öftern Wiederholungen dieses Versuchs ist er schon zur Hälfte mit Steinen angefüllt, und wird mit der Zeit ganz dadurch verschüttet werden. Da der Basalt viele Festigkeit hat, so findet man im Städtchen Stolpen viele Häuser davon erbaut, und auch die Straßen damit gepflastert. Die Aussicht von Stolpen ist zwar ausgebreitet, aber ohne Interesse.

* * *

Schlenkerts mahlerische Skizzen von Teutschland, 1stes Heft, 1794; Leonhardi's Erdbeschreibung der sächsischen Lande, 2ter Th., und die bereits in den Anmerkungen oben genannten Werke habe ich bei Vorstehendem benutzt. In Schlenkerts Skizzen findet sich eine von C. A. Günther in Dresden gestochene Ansicht des Stolpener Schlosses in Querfolio, die brav gearbeitet und treu ist. Eine zweite, in doppelt so großem Formate und kolorirt, hat Wiziani in Meißen geliefert. Eine dritte giebt es im ersten Hefte der Ansichten sächsischer und böhmischer Gegenden, von Ferdinand Müller, Querfolio. Leipzig, 1798. Beide Hefte kosten 6 Rthlr. Sie stellt die Ruine sehr treu und ganz in der Nähe vor. Bei Rittner in Dresden kostet sie 4 Rthlr. Außerdem giebt es noch einige kleinere Abbildungen, die aber unbedeutend sind.

VIII.

Falkenberg.

Seht hin, wo einst die Veste stand
mit ihren stolzen Thürmen,
trotzt öde nur noch eine Wand
der Zeit und ihren Stürmen.

Tiedge.

VIII.

Falkenberg.

Die Ruinen dieses Schlosses findet man zwei Stunden von Detmold, über dem Dorfe Barlebeck in dem Fürstenthum Lippe. Zur Zeit des Faustrechts war es eine der Hauptvesten der Lippeschen Regenten und ein sicherer Zufluchtsort für sie, da es in einem wenig zugänglichen Waldwinkel lag. Ein Chronikenschreiber dieses Landes, Piderit, behauptet, es sei deswegen erbaut, um der römischen Veste Allison, welche eine Viertelstunde unter Neuhaus an der Lippe und Aller gelegen haben soll, die Spitze zu bieten. Er kann diese Meinung aber mit keinen Beweisgründen unterstützen. Gewisser ist es, daß Bernhard der Zweite, edler Herr zu Lippe, das Schloß Falkenberg — ob aus alten Ruinen oder von Grund aus neu? ist unbekannt — am Ende des zwölften Jahrhunderts erbauen ließ, und es nach seiner Gemahlin nannte, welche eine Gräfin Arn aus der Falkenbergschen Linie war.

Bernhard der Sechste zur Lippe hatte im Jahre 1404 den Herzog Heinrich zu Lüneburg gefangen ge=

nommen, und ließ ihn auf diesem Schlosse neun Monate lang sitzen. Die Veranlassung dazu war folgende. Hennings von Rheden lag nebst seinen Brüdern mit dem Herzog Heinrich in Streit. Heinrich mächtiger, behielt die Oberhand, und jagte endlich die ganze Familie zum Lande hinaus. Die Vertriebenen suchten bei dem Grafen Simon Schutz, welcher sie auch aufnahm und zu Burgmännern des Schlosses Varenholz erhob. Dies verdroß den Herzog. Dazu kam noch, daß der Graf Simon nebst seinem Sohne Bernhard mit dem Grafen Eberstein, der keine Kinder hatte, eine Erbverbrüderung schloß, um in dessen Güter zu succediren, welche der Herzog Heinrich auch haben wollte. Hierdurch doppelt erbittert gegen den Grafen Bernhard, erhob er eine Fehde wider ihn. Mit einem ansehnlichen Heere näherte er sich des Grafen Gebiet, welcher ihm aber eine gleich starke Mannschaft entgegenstellte. Am 19ten November 1404 kam es zwischen Beiden beim Oldenberge an der Weser zu einem Treffen, in welchem Bernhard Heinrichen gefangen nahm. Heinrich wurde auf dem Schlosse Falkenberg neun Monate in eine Kammer eingesperrt, die man noch im 17ten Jahrhunderte unter den Ruinen zeigte, und die Fürstenkammer nannte.

Heinrichs Gemahlin bat in eigner Person um die Befreiung ihres Mannes; allein sie erfolgte nicht eher, als bis Heinrich dem Grafen eine schriftliche Versiche-

rung gegeben hatte, für seine Befreiung 200,000 Gulden zahlen zu wollen. Ungeachtet nun diese Verschreibung mit einem Eide bestätigt war, so war doch Heinrich gar nicht Willens, sie zu erfüllen. Er war theils zu erbittert auf Bernhard, theils auch außer Stande, eine solche, in der damaligen Zeit höchst beträchtliche Summe anzuschaffen. Um nun auch sein Gewissen von einem falschen Eide abzuwaschen, ließ er sich durch den Pabst davon entbinden, und Bernhard erhielt — nichts.

Im Jahr 1447 verwüsteten die Köllner und die Böhmen, unter der Anführung Herzog Wilhelms zu Sachsen, beinahe das ganze Land. Kein fester Platz konnte ihnen widerstehen; aber Falkenberg hielt sich. Hart wurde es bestürmt und lange belagert; aber die Besatzung wehrte sich tapfer, und der Feind mußte fruchtlos abziehen.

Im 15ten Jahrhundert brannte Falkenberg ab. Bernhard der Siebente bauete es aber 1460 wieder auf. Damals erhielt jeder Steinhauer achtzehn Pfennige Tagelohn. Graf Simon der Sechste, welcher die Aussicht hatte, unbeerbt zu sterben, beschloß, die Regierung seinem Vetter, dem Grafen Philipp zur Lippe-Pyrmont, abzutreten, sich auf dem Falkenberg eine neue Wohnung zu erbauen, und hier seine Tage in Ruhe zu beschließen. Er ließ auch wirklich im Jahr 1582 den Bau beginnen, aber nicht fortsetzen; denn sein Plan, da zu leben, ward nicht ausgeführt, in-

dem seine Gattin starb, er sich wieder vermählte und nun noch neun Kinder erhielt.

Nach erfolgtem allgemeinen Landfrieden blieb die Veste Falkenberg ungenutzt, und verfiel. Jetzt sieht man von ihr fast nichts mehr. Mit Mühe entdeckt man nur die Spuren eines viereckigen Walles, der den Standpunkt der Burg bezeichnet, auf welchem hier und da noch etwas Mauerwerk aus dem Boden hervorragt. Das bedeutendste Stück ist der Rest eines mit Schutt ausgefüllten Thurms, welcher auch jetzt ganz mit Gebüsch überzogen ist.

Der Berg, worauf die Ruinen liegen, und welcher auch der Falkenberg heißt, ist ein kegelförmig geformter Kalkfelsen. Er steht isolirt, ist aber von andern Bergen, die ihn zum Theil an Höhe übertreffen, umgeben. Man hat daher keine Aussicht von ausgebreitetem Umfange, aber doch eine recht freundliche. Gegen Südost sieht man den bekannten Externstein, Steinheim, die Stadt Horn und den Badeort Meinberg; gegen Nordost die Stadt Lemgo, den Flecken Brake und Sternberg, gegen Nordwest in das Hauptthal des Lippeschen Landes, und darin, außer einigen Dörfern, die Stadt Salzuffeln und dahinter Herford.

* * *

Lippesches Intelligenzblatt Nr. 5 von 1784. — v. Donop Beschreibung der Lippeschen Lande, 2te Ausgabe, 1790. S. 34 und 179.

IX.

Starchemberg.

Ringsum wandelt der Fuß auf Trümmern vergangener Tage,
Ringsum schauet der Blick die Zerstörungen voriger Alter.

Neuffer.

I.

Starchemberg.

Ich kann meinen Lesern kein besseres Gemälde von dieser, einige Meilen von Wien gelegenen, Burg mittheilen, als es sich in den „Ausflügen nach dem Schneeberge in Unterösterreich, vom Herrn Professor Schultes in Krakau," Th. 1. S. 121 befindet. Ich gebe dieses daher ganz so wieder, unbedeutende Auslassungen abgerechnet, wie es dort der angenehme Erzähler auf seiner von Wien nach dem Schneeberge gemachten Reise entwirft.

Er erzählt so:

„Die Ruinen von Starchemberg hatten zu viel Reize für uns, als daß wir sie nicht genauer hätten betrachten sollen. Wir gingen bei der Kuppelwieserschen Eisenkochgeschirrfabrik hinauf nach dem Buchenwäldchen, das den Hügel krönt. Nachdem wir uns durch den dichten Anflug desselben mit Mühe durchgearbeitet hatten, sahen wir uns noch durch ein kleines Thal von dem Berge getrennt, auf welchem wir

jetzt erst diese mächtigen Ruinen in ihrer ganzen Größe vor uns entdeckten. Wir mußten uns links gegen den Saum eines Föhrenwaldes aufwärts wenden, und folgten diesem bis zu der unten am Fuße des alten Schlosses liegenden Meierei. Hinter derselben, bei einer kleinen Gruppe von Bäumen, kamen wir endlich auf den Standpunkt, von welchem man diese Ruinen zeichnen muß. Auf jedem andern verliert die Schönheit dieser prachtvollen Reste des Mittelalters, welche die größten in Oesterreich, und, wenn es in Deutschland keine größern giebt, als jene, die ich in Heidelberg sah, die größten in Deutschland sind.“

„Wenn unsere vaterländischen (österreichischen) Künstler mehr den Spekulationsgeist der englischen, und unsere vaterländischen Freunde der Kunst mehr Patriotismus hätten, so würden die ärmlichen englischen gothischen Ruinen, und die englischen Felsen, die Baumwollenklumpen gleichen, und die wir den Engländern so theuer bezahlen, bald aus den Kabinetten verschwinden, und wir genössen wenigstens in der Abbildung noch die Schönheit der Ruinen der Schlösser, die unsere Urväter für Enkel bauten, welche sie zerstörten, verpraßten oder einstürzen ließen. Vielleicht hat kein Land in Europa so hohe Naturschönheiten, als Oesterreich: ich nehme die Schweiz nicht aus; vielleicht hat kein Land die Mannichfaltigkeit von Ruinenscenen aller Art, die Oesterreich in seinen viert-

halb hundert alten Schlössern besitzt: aber gewiß ist es, daß kein Ländchen in Deutschland, und wäre es auch noch so arm an pittoresken Gegenden, so undankbare Künstler, und ein gegen sein Vaterland so undankbares Publikum hat. Man verzeihe mir diesen Vorwurf, den der Genius Oesterreichs und der bildenden Künste billigt, den selbst Ausländer, die unser Vaterland bereisten, wiederholten, wenigstens so lange, bis man aufhört, ihn zu verdienen."

„Wir saßen hier eine Weile, und zeichneten. Das, was uns den Morgen so sehr verschönerte, verherrlichte noch mehr den Abend in dieser romantischen Gegend. Ein schwarzes Gewitter, das an der nördlichen Seite hinter den Ruinen daherzog, malte jede Ecke derselben noch schärfer, und das fahle Licht der sich neigenden Sonne beleuchtete im kühnsten Style jeden Vorsprung, jede Arkade. Wir eilten nun hinauf über den in Felsen gehauenen Weg, und in dem Staunen und in den Gefühlen, die uns ergriffen, als wir diesen Ruinen uns näherten, verfehlten wir den Eingang des Schlosses. Ueber eine Viertelstunde kletterten wir an den Wänden desselben auf den Felsen umher: wir wagten es nicht, hinabzusehen in die Tiefe, die in der Nacht des nahenden Gewitters immer schwärzer und schwärzer wurde. Endlich befanden wir uns wieder auf dem Punkte, von welchem wir ausgegangen waren: und siehe da! wir standen

an dem schmalen eisernen Pförtchen, durch dessen kleine Fallthür man in die Burg tritt. Nimmermehr hätten wir beim ersten Anblick dieses Thürchen für den Eingang zu so mächtigen Ruinen gehalten! Ein weiter Hof empfing uns. Vier kahle Wände, aus welchen mehr als hundert nackte todte Fenster auf uns herabstarrten, stiegen über Ruinen von Thürmen und Gewölben empor. Um einen alten hoch ummauerten Brunnen lagen Schutthaufen, mit Bäumen und Gesträuch überwachsen. „Wer ist da?" hörten wir eine Stimme in der Todesstille aus einem halb eingestürzten Gewölbe: „Wer ist da? Ich bin ein blinder Mann." Ein ehrwürdiger Greis hob sich von einem Steine auf, und ging uns entgegen. Er war blind. Eine Kuh sprang aus einem Gewölbe, das ihr Stall zu seyn schien, und spielte um den Alten, als ob sie ihn gegen uns in Schutz nehmen wollte. „Ich bin blind, meine lieben Leute," sagte der Alte wieder mit einem Tone, der mehr seine Furcht vor uns, als die Hoffnung, unser Mitleiden zu erregen, verrieth. Wir sprachen ihm Muth zu, und er fand bald an uns so herzliche Theilnehmer an seinem Unglück, daß er, der Blinde, sich uns zum Führer in diesem Labyrinthe von Ruinen anbot. Auf unsere Frage, wie er dies könne, erzählte er seine Geschichte. Funfzig Jahre ist er jetzt (1802) blind, und so lange wohnt er an dieser traurigen Stätte. Er wußte die Namen

mehrerer Personen, die diese Ruinen besuchten, und erzählte viel von den Zeiten, da dieses Schloß noch nicht so wüste war, als jetzt. Auch erzählte er, daß bei der türkischen Belagerung Wiens im Jahr 1683 die Einwohner der herumliegenden Oerter sich in das Schloß warfen, und den herumstreifenden Horden tapfern Widerstand leisteten, daß er als ein Knabe bei der Dankmesse, die jährlich zum Andenken dieser Begebenheit in der Schloßkapelle gehalten wurde, ministrirte. Er hörte nicht auf, von der Pracht dieser Feierlichkeit und dem Zulaufe der Einwohner aus allen benachbarten Oertern zu erzählen. Thränen traten in seine Augen, als er uns die frohen Tage seiner Jugend erzählte. „Nur ich allein muß noch hier leben unter diesen einstürzenden Mauern; nur ich muß hier noch meine Sünden büßen," sagte er in einem bitterwehmüthigen Tone.

Dieser alte Blinde, der im 17ten Jahre schon sein Gesicht durch die Blattern verlor, soll hier geboren seyn. Die Herrschaft (sein Vater war Reitknecht bei dem Grafen von Heißenstein) ließ ihn, als er schon blind war, heirathen, und bestimmte ihm eine kleine Pension und freie Wohnung im Schlosse. Nach dem Tode seines gutmüthigen Herrn vergaß man aber nicht nur die Pension, sondern man nahm auch das Dach im Schlosse zu andern Dingen, als zu Pensionen. Sein Unterhalt besteht jetzt in vier Kreuzern vom Ar-

meninstitut und einem kleinen Gewinn vom Holzspalten und Fällen — eine Beschäftigung, mit welcher der Arme auch ohne Sehkraft sich zu erhalten gelernt hat."

„Wir durchwanderten nun die Ruinen von Starchemberg und die Höfe des alten herzoglichen Pallastes; wir stiegen ins Burgverließ, wo noch die Ringe zu den Ketten der Gefangenen hingen; wir sahen von den Ringmauern und den Warten hinab in das schwarze Thal und auf die Berge, die schon in der Gewitternacht vor uns standen. Die Thurmfalken kehrten heim in ihre Mauern. „Die Windwachel kommen," sagte der Blinde, der sie krächzen hörte, „sind böse Thiere, fressen lauter giftige Schlangen. Ist's denn schon Abend, daß die Windwachel kommen? Oder kommt ein Gewitter?" Beides, lieber Alter! sagten wir, und nahmen von ihm Abschied. Der Sturm fing an, in den Mauern zu heulen, und das düstere Wiederhallen unserer Stimmen und Fußtritte zu verwehen. Wir eilten hinab durch den Felsenweg.

„Am westlichen Abhange, dicht am Abgrunde, ist eine Hütte, die Wohnung des Scharfrichters der Gegend. Durch diese führt ein Fußweg hinab in ein Thal, das man das Thal der Verwüstung nennen könnte. Trümmer von Felsen liegen hier auf Trümmern von eingestürzten Mauern, überwachsen von Dornen und Gesträuche, und über die Trümmer hin, und durch die Nacht der Büsche rauscht ein Waldbach,

der bald hier bald dort den Pfad weggespült hat. Einsame Föhren auf Felsen sausen im Sturme. Dort, wo die Scenen am gräßlichsten werden, gähnt ein rother Felsblock. Eine Höhle in demselben scheint durch den Berg in die Gewölbe des Schlosses zu führen. Ob die Natur diesen unterirdischen Gang schuf, oder die Kunst, kann ich nicht entscheiden: Letzteres ist mir wahrscheinlicher. Die Wände sind naß, und ehe man eine halbe Viertelstunde weit hineingedrungen ist, verlöschen die Lichter, und warnen weiter einzudringen. Immer größer und größer werden die Trümmer und Blöcke, je tiefer man hinabsteigt; aber allmählig bedeckt sich der Schutt mit Moose und magerm Grase. Die Sträuche werden dichter, und mit einem Male ist man in einem Ackerfelde. Eine Gruppen von Häusern und Hütten windet sich links unter den Weiden der Triesting hervor; man geht bei einer Sägemühle über eine Brücke, und nun ist man wieder in der wirklichen Welt."

„Wir eilten weiter in der Furcht des nahenden Sturmes. Oft sahen wir zurück auf das von der Abendsonne hell beleuchtete Starchemberg, während bei uns im Thale die Wolken von den Bergen herabrollten, und uns mit einem Gewitterregen begrüßten. Wir fanden Schutz unter einem ländlichen Dache, und ruheten hier im Angesichte unsers Bergschlosses, das wir so lieb gewonnen hatten. Unser Gespräch

war die Geschichte der Burg: jeder erzählte dem andern so viel, als er aus den Chroniken des Vaterlandes wußte. Wer sie gebauet hat, und wann sie gebauet wurde, wußte keiner. Starchemberg scheint der Lieblingssitz Friedrichs des Streitbaren, des letzten Babenbergers, gewesen zu seyn. Hierher flüchtete er, als er im Jahre 1235 wegen der schönen Brunehild Wien verlassen mußte, und fand Sicherheit. Hier wurde noch im Jahr 1410 Albert von Oesterreich von seinen Vormündern in Sicherheit gebracht, als die Pest die Gegend um Neustadt und Wien verheerte. Noch vor 130 Jahren war diese Burg bewohnt. Jetzt — werden diese ehrwürdigen Ruinen einer der ältesten und wichtigsten alten Burgen Oesterreichs als Bausteine für Hütten verkauft, die vielleicht ihre Erbauer nicht überleben werden. Wenn man Vandalen diejenigen nennt, die im Kriege, im Lande des Feindes, oder unter den Gräueln einer Revolution die geheiligten Denkmale des Alterthums zerstören, wie kann man jene nennen, die diesen Frevel mitten im Frieden, in ihrem eigenen Vaterlande verüben?“

So weit Schultes.

Die Veranlassung zu der vorhin erwähnten Flucht Friedrichs war die: Er hatte sich in Brunehild von Pottendorf sterblich verliebt. Seine Liebe war überschwenglich, und machte ihn für jede Rücksicht blind. Dennoch fehlte es ihm an Gelegenheit, seinen Wün-

schen die Krone aufzusetzen, da ein eifersüchtiger Ehemann die schöne Brunehild, wie einen Solitaire vom reinsten Wasser, bewachte. Was ist indessen einem Verliebten überhaupt, und einem verliebten Großen insbesondere, zu schwierig, wenn's auf das Erhaschen der verbotenen Frucht ankommt? Herzog Friedrich machte es wie der Libertin Don Juan. Er veranstaltete einen großen Tanz, und befahl allen Wiener Bürgern, bei Strafe seiner Ungnade, dabei zu erscheinen, und ihre Weiber mitzubringen. Unbekannt mit der eigentlichen Veranlassung dieser schmeichelhaften Einladung, erschienen sie, und mit ihnen züchtiglich und ehrbar die wohl angethanen Weiber. Die Versammlung wahr zahlreich, die Musik wirbelte Alles durcheinander, und in diesem Rausche des Tanzes verschwand Friedrich mit der schönen Brunehild. Die Bürger waren über dieses unfürstliche Benehmen höchst erbittert. Sie schickten vier Abgeordnete aus dem Magistrat an ihn mit der ernstlichen Drohung ab, daß, wenn er sich nicht sofort aus der Stadt begäbe, man ihm am Leibe züchtigen werde. Und Friedrich ging. Er floh nach dem Schlosse Starchemberg, und behielt von allen seinen Besitzungen nur dies Schloß, nebst Medling und Neustadt.

Die Geschichte vom Starchemberger Schlosse ist kürzlich folgende: Der älteste Besitzer war die österreichische Familie Starchemberg, welche schon im

12ten Jahrhundert ausstarb. Von ihnen scheint es an Adalram v. Waldecke gekommen zu seyn, wenigstens besaß es dieser 1147, und vermachte es an Ottokar V., Markgrafen von Steiermark. Von diesem fiel es mit Steiermark 1186 an die Oesterreicher. Im Jahre 1480 wurde Sigismund von Spaur, Kaiser Friedrichs Hauptmann, hier belagert. 1561 besaß Hans von Heißenstein diese Veste als Pfandschilling Ferdinands des Ersten. Die Pfandsumme ward aber vom Kaiser Maximilian II. gesteigert, und das Schloß kam 1565 an Don Francesco Lasso di Castilla, und von diesem vier Jahre nachher an die damaligen Barone Martin und Ferdinand von Taxis. Endlich lös'te Heißenstein 1576 den auf Starchemberg haftenden Pfandschilling von 14343 Gulden von den Taxis ab, und erhielt für 24500 Gulden vom Kaiser Rudolph II. im Jahr 1577 die Herrschaft und Veste Starchemberg, den Markt Piesting, und die Schlösser Hörnstein und Scheuchenstein mit allem Zubehör als Erbeigenthum. Starchemberg ist jetzt ein Eigenthum des Barons Müller.

* * *

Eine Abbildung von Starchemberg, wie es vor anderthalb Jahrhunderten aussah, befindet sich in Vishers österreichischer Chronik, S. 47. Nr. 99. Eine neue kenne ich nicht.

X.

Plesse.

Da droben auf jenem Berge,
da steht ein altes Schloß,
wo, hinter Thoren und Thüren,
sonst lauerten Ritter und Roß.

v. Göthe.

X.

Plesse.

Die Ruinen dieses Schlosses liegen anderthalb Stunden nordwärts von der Universitätsstadt Göttingen. Der Berg, welcher sie trägt, und der Plesserberg heißt, ist ein hervorspringendes Vorgebirge, das gegen Süd-Osten, Süden und Westen mehr oder weniger steil abgeschnitten ist, und nur gegen Norden und Nord-Osten mit dem übrigen Gebirge, zu welchem es gehört, zusammenhängt. Die steilsten Abhänge waren blos untermauert, damit sie sich nicht selbst dossiren möchten. Die wenigen steilen waren aber nicht nur untermauert, sondern auch an ihrem obersten Rande mit hohen, mehr als fünf Ellen dikken Mauern umgeben, wovon man noch Reste sehen kann. Die nördliche und nordöstliche Seite der baueten und befestigten Bergspitze war von dem Körper des Gebirgs zuerst durch einen breiten, tiefen und wahrscheinlich trockenen Graben abgesondert. Ueber ihn führte gegen Nordosten eine Zugbrücke in das er-

ste Thor der Burg, dessen Mauern man noch sieht. Alte Leute können es sich noch entsinnen, daß von der Brücke Pfeiler standen, jetzt ist aber keine Spur mehr davon vorhanden. Dies Thor war ein Theil der äußersten Mauer, welche am innern Rande des Grabens hergezogen war. Die beträchtlichen Ueberbleibsel derselben werden gewiß noch Jahrhunderte dauern.

So wie man das erste Thor hinter sich hat, entdeckt man gleich, daß das Schloß auf einem natürlichen Hügel lag, der aus der obersten Fläche des Berges hervorsteigt. Man verfuhr mit ihm eben so, wie mit den äußern Umrissen des Berges, nämlich: man untermauerte ihn, wo er weniger steil und ersteiglich war. Der freie Platz zwischen der innern und äußern Burgmauer war beträchtlich. Jetzt bemerkt man noch in ihm viele kleine Anhöhen und Thäler, wie Grabhügel. Von diesem Platze war in die eigentliche Burg kein anderer Eingang als durch ein festes und hohes Gebäude, das den Herren von Ludolphshausen, als Plessischen Burgmännern, gehörte. In einer Mauer dieses Hauses fand man vor sieben oder acht Jahren einen kleinen Kindersarg, der noch unverweste Knochen enthielt. Hinter dem Hause stand das Brunnenhaus über einem tiefen in Felsen gehauenen Brunnen, aus dem das Wasser vermittelst eines großen Rades heraufgetreten wurde. Dieses Geschäft erforderte täglich mehrere Menschen, welche es zur

Frohne verrichten mußten. Die Klage über die Beschwerlichkeit desselben war allgemein, und späterhin wurde deshalb eine Maschine angelegt, vermöge deren man es mit geringer Mühe herausschaffte. Noch vor zwanzig Jahren war der Brunnen so tief, daß, wenn man einen Stein hineinwarf, dieser durch das Anschlagen an die Wände desselben ein starkes Getöse verursachte, bevor er auf den Grund gelangte. Jetzt ist er aber durch das beständige Hineinwerfen von Steinen größtentheils damit angefüllt worden. In der umliegenden Gegend glaubt man noch, daß vordem ein unterirdischer Gang von dem Brunnen in die innere Burg geführt habe. Diese Sage scheint nicht unwahrscheinlich zu seyn, da man im Burgplatze mehrere Stellen findet, die bei starkem Auftreten einen dumpfen Ton von sich geben, als wären sie unterminiert.

Der Eingang in die innere Burg war allem Ansehen nach an eben der Stelle, wo man noch jetzt nicht ohne Mühe aufzugehen pflegt, in der Nähe des hohen Wartthurms, welcher in den letzten Zeiten der Herren von Plesse zu einem Gefängnißthurm gebraucht wurde. Das Thor und die Mauer, die den innern Burghügel gegen Süden einfassen, sind verschwunden. Blos die Mauer, die den Fuß des Hügels schützte, und bis an den westlichen Rand des Berges lief, ist noch vorhanden. Man geht durch die Thür

oder Oeffnung, die sich noch jetzt in dieser Mauer befindet, wenn man nach Eddigehausen durch den schönen Wald hinabsteigen will, der den Plesserberg gegen Nordwesten deckt.

Der innere Hügel enthielt, mit Ausnahme der bisher genannten Häuser, alle übrige Gebäude und Thürme, welche die Burg ausmachten. Unter den beiden noch vorhandenen Thürmen ist der gegen Süden der höchste, so wie der gegen Norden der dickste. Jener diente ursprünglich zu einer Warte, dieser zur Aufbewahrung des Archivs und der Schätze des Hauses. Jener hatte einen ordentlichen Eingang an der Erde, dieser nur eine einzige Oeffnung 30 bis 35 Fuß über der Erde, zu welcher und aus welcher man nicht anders als auf Leitern kommen konnte. Jener ist gegen Süden und Westen durch Wind und Wetter so weit eingefressen, daß dem Anscheine nach sein Einsturz nicht weit mehr entfernt seyn kann; dieser war vor 20 Jahren noch ganz unversehrt, eine kleine Oeffnung ausgenommen, die unter dem obersten, aus Quadern bestehenden, Gesimse an der Südseite entstanden war. Das Gesimse war noch ganz vollständig, nur schien der Stein, der über der Oeffnung hing, so lose zwischen seinen nächsten Nachbarn zu werden, daß, wenn man ihn eine Zeit lang ansah, man Bedenken trug, sich dem Fuße des Thurms zu

nähern, aus Furcht, der Stein möchte herabfallen. Und doch saß er so fest, daß er weder durch Kugeln, die man gegen ihn abschoß, noch durch die heftigsten Winde bewegt werden konnte. Vor einigen Jahren aber riß ein Blitzstrahl nicht nur ihn und mehrere seiner Nachbaren, sondern auch einen beträchtlichen Theil der obern Mauer nieder, und spaltete zugleich die oberste Hälfte des Thurms an mehrern Stellen. Dreißig Fuß von der Erde aus ist der Thurm aus lauter gehauenen Steinen aufgemauert; der übrige wohl zweimal so hohe Rest besteht aus dicken Bruchsteinen, die durch einen Kalkguß mit fast unzerstörbarer Festigkeit verbunden sind. Die Dicke der untern Mauer kann man nicht bestimmen. Sie war aber gewiß so fest, daß sie durch die sonstigen Belagerungsmaschinen nicht erschüttert werden konnte. Einen sehr angenehmen Effekt machen die Wipfel eines Baumes, die aus dem Thurme hervorragen. In der Ferne scheinen sie Gebüsch, aber es sind die höchsten Aeste von zwei sehr großen, starken Bäumen, die aus den über dem untersten Gewölbe des Thurms zusammengehäuften Trümmern vielleicht länger als ein Jahrhundert unsichtbar aufgewachsen sind, bis sie sich mit ihren Kronen über den Rand des Thurms erhoben. Die Wurzeln dieser Bäume liegen tiefer als der Eingang, durch welchem man vormals in den Thurm

kam, und durch welchen ein neugieriger, aber zuverlässiger Bewohner der Gegend das Daseyn der beiden Bäume entdeckt hat.

Der plessische Chronikenschreiber, Johann Letzner, erzählt, daß man zu seiner Zeit die Jahrzahl 963, als das Jahr der Erbauung dieses Thurms, in einen Stein gehauen, gelesen habe. Wenn er richtig las, und die Jahrzahl auch wirklich von den Erbauern des Thurms eingehauen wurde, so trifft man schwerlich auf irgend einer Ruine Deutschlands einen so gut erhaltenen Thurm von gleichem Alter an. Man muß um so mehr seine überaus dauerhafte Bauart bewundern, wenn man bedenkt, daß ihm schon im Jahre 1542 Dach und Spitze genommen wurden. Dietrich von Plesse glaubte nämlich, daß der Thurm seinem Schlosse in den damaligen unruhigen Zeiten sehr gefährlich werden könne, wenn es belagert werden sollte; er ließ daher Dach und Spitze abbrechen, bereuete es aber nachher oft, als er sah, daß Regen und Schnee die festern innern Gewölbe ruinirten.

Unter den übrigen Gebäuden, welche vordem den obersten Hügel von Plesse einnahmen, waren diejenigen die ältesten, welche an der südöstlichen Seite standen, und das alte Steinhaus hießen. Alle andern Gebäude, deren Ruinen man beim Aufgange auf die Burgstätte links und rechts gegen den dicken Thurm hin erblickt, wurden ersten 1475, 1485, oder gar erst

1554 erbauet. Im Jahre 1485 ließ Moritz von Plesse die Kirche, an der noch das Plessische Wappen sichtbar ist, erbauen, und im Jahr 1554 wurde das ganze Schloß ausgebessert und aufgeputzt.

Seit zehn Jahren haben sich die Ruinen der Plesse merklich vermindert; denn leider brach Jedermann nach Belieben die brauchbaren Steine ab, und führte sie fort. Jetzt ist diesem Unfuge aber durch strenge Verbote gesteuert, und man muß hoffen, das sie befolgt werden, sonst möchte man fast wünschen, daß die Erzählung eines angesehenen Mannes in dem Dorfe Eddigehausen allgemeinen Glauben fände. Er erzählt nämlich, daß er einst an einer Mauer auf der Plesse gearbeitet habe, um Steine loszubrechen: da sei ein so seltsames unerklärbares Geräusch um ihn her entstanden, daß er fast alle Besinnung verloren, und so schnell, wie er gekonnt, hinweggeeilt wäre, ohne die Wohnung der alten Plesser je wieder zu stören.

Man mag die Ruine von Plesse ansehen, aus welchem Gesichtspunkte man will, so kündigen sie immer den ehrwürdigen Wohnsitz eines mächtigen Geschlechts an, das von dieser Veste aus Jahrhunderte lang bald Segen und Glück, bald Raub, Mord und Brand über die umliegende Gegend verbreitete. Wandelt man unter ihnen herum, so wird man bald von der Dauerhaftigkeit und Schwierigkeit der in unbekannten Zeiten aufgeführten Werke, bald von den

mannichfaltigen Formen und Farben der Ruinen getroffen, welche Farben nicht blos durch die Verschiedenheit der Materialien, sondern auch durch die verschiedenen Grade und Wirkungen der Verwitterung hervorgebracht, und durch das unaufhörliche Spiel von Schatten und Licht ins Unendliche vervielfältigt werden. Hier ziehen das Auge wunderbare Spalten alter Gemäuer an sich, die dadurch gänzlich zerrissen scheinen, und doch noch zusammenhängen; dort noch seltenere Neigungen von einzeln stehenden Trümmern, die schon viele Jahre lang den Einsturz drohen, und als Modelle schöner Ruinen dienen könnten. Lieblich und mahlerisch zieren Bäume, Stauden und Blumen alle Mauern. Selten ist die baumartige Haselstaude, welche man zur rechten Hand sieht, wenn man den schmalen Gang neben dem verschütteten Brunnen zurückgelegt hat. Ehrwürdig aber ist die königlich schöne Linde, welche gewiß noch die Hände eines edeln Ritters an den Rand des westlichen Abgrundes pflanzten, die schon seit Jahrhunderten allen Stürmen trotzte, und von jedem Ungewitter verschont blieb. Unter ihr genießt man die weiteste Aussicht, und ist gegen Wind und Sonne geschützt. Nicht leicht mag es wohl irgendwo einen Baum geben, unter welchem so viele Männer von großem Geiste und edlem Herzen, so viele Männer aus allen Theilen Europa's — denn wer hätte in Göttingen studirt, und

die Plesse nicht besucht — geruht haben, als unter dieser Linde. Wenn einer ehernen Tafel ihre Namen anvertrauet worden wären, so würden unsere Nachkommen nach ihr wallfahrten, um die heilige Stätte zu segnen. In Ermangelung einer ehernen Tafel findet man dagegen alle Wände, Mauern und Bäume mit Namen, bedeutend und unbedeutend, angefüllt; und wem es sonst Unterhaltung ist, solche mit scherzhaften und geistlosen Bemerkungen verwebte Register zu lesen, der findet hier seine Rechnung.

Ueberraschend sind beim Hinaufsteigen zu den Ruinen die ersten Blicke auf das Dorf Eddigehausen, das man auf ein Mal allein und in großer Tiefe liegen sieht. Auf der Zinne des Berges selbst blickt man auf eine liebliche Landschaft, auf einen der größten, fruchtbarsten und am meisten bevölkerten Abschnitte des alten Leinegaues, der gegen Westen durch mehrere Ketten von Hügeln und Bergen begrenzt wird. Das zur linken Hand hervorspringende Gebirge hemmt den Blick in die südlichen Thäler, daher man auch Göttingen nicht sehen kann. Gegen Norden hat man eine freie Aussicht bis hinter Einbeck, und zählt gegen dreißig Oerter.

Der Plesserberg ist für den Botaniker eben so wichtig, als für den Künstler und Freund der Natur. Weit und breit erzeugt kein anderes Gebirge so viele seltene Pflanzen als dieser.

Die Zeit der ersten Bebauung des Berges Plesse ist unbekannt, so wie der Ursprung des edeln Geschlechts dieses Namens ungewiß ist. Er war so günstig über einem fruchtbaren Thale und nahe an einer großen Landstraße gelegen, daß man annehmen kann, er sei in den ersten Zeiten, in welchen Bergschlösser angelegt wurden, befestigt. Die erste Nachricht, welche man von dem Schlosse und der Herrschaft Plesse in Geschichtschreibern und Urkunden findet, steht in dem Leben des heiligen Meinwerk, der von seinem Anverwandten und seinem Freunde, Kaiser Heinrich II., im Jahre 1009 zum Bischof von Paderborn ernannt wurde. Während seiner Regierung acquirirte er Plesse und Höckelheim sammt den damit verbundenen Gütern als sein Eigenthum, und übergab sie späterhin dem Hochstift Paderborn. Wie und wann aber dieses Stift die wichtige Herrschaft Plesse verlor, und weß Standes oder welches Ursprungs die Herren von Plesse, welche man vom eilften Jahrhundert an im freien Besitz ihres Schlosses und ihrer Herrschaft findet, waren, das sind unzubeantwortende Fragen. Man mag annehmen, daß bei dem Leben oder nach dem Tode des Bischofs Meinwerk die Herren von Plesse, oder die Herren von Höckelheim, oder die letzten Grafen von Winzenburg die ersten Besitzer des Schlosses gewesen sind, so ist in allen diesen Fällen nicht die geringste Spur vorhanden, woraus

man darthun könnte, wie die Einen oder die Andern zum Besitze der Herrschaft Plesse gelangt sind. Im Jahre 1192 trat Bischof Bernhard II. von Paderborn das Schloß Plesse und das Dorf Eddigehausen gegen gewisse erledigte Reichslehen an Kaiser Heinrich VI. ab, als wenn beide bis dahin weder von den Plessern, noch von den Höckelheimern oder Winzenburgern besessen worden wären. Wenige Jahre nachher reuete den Bischof der Tausch. Er brachte es daher bei dem Kaiser dahin, daß derselbe wieder vernichtet ward, und das Stift, das Schloß, nebst den dazu gehörigen Gütern, wieder erhielt. Dieser Rückgabe ungeachtet nahmen die Plesser, die schon lange im Besitze des Schlosses waren, ihre Herrschaft nie vom Stifte zu Lehen, und das Stift machte auch nie die geringsten Ansprüche an das Schloß und die Herrschaft Plesse. Es bleibt daher ein historisches Problem, wie das Stift die Herrschaft Plesse verlor, so wie es auch unmöglich ist, anzugeben, woher das Geschlecht der Herren von Plesse entsprungen ist. Die wahrscheinlichste Meinung über die letztere Frage ist wohl die, daß die Plesser Agnaten und Erben des heiligen Meinwerk gewesen sind. Alsdann läßt es sich auch begreifen, wie die Plesser sich von des Bischofs vornehmsten Stammgütern Plesse und Höckelheim geschrieben haben, und im 11ten, 12ten und den folgenden Jahrhunderten im ungestörten Besitze derselben gewesen und ge-

blieben sind. Sie schrieben sich immer edle Herren von Plesse, welcher Titel ihnen auch beständig von den Herzögen von Braunschweig, Landgrafen von Hessen und andern Fürsten ertheilt ward.

Im Jahr 1447 trugen sie ihr Schloß und Herrschaft Plesse mit allem Zubehör dem Landgrafen Ludwig von Hessen zu Lehn an, und empfingen sie von ihm als erbliche Mannlehn wieder. Wahrscheinlich thaten sie dies aus Furcht vor den benachbarten Herzögen von Braunschweig. Am 22sten Mai 1571 starb das Geschlecht der Plesser mit Dietrich VI. aus. Hessen besetzte das Schloß, nahm die meisten und wichtigsten Güter der Plesser in Besitz, gerieth aber deshalb mit Braunschweig, welches Ansprüche an verschiedene Stücke machte, in Streit. Ob nun gleich diese Differenzen durch das Kammergericht in Speyer geschlichtet werden sollten, so geschah es doch nicht, und es kam daher zwischen beiden Theilen oft zu unangenehmen Thätlichkeiten. Landgraf Wilhelm bestellte gleich nach der Besitznehmung Eckbrechten von der Malzburg zum ersten Drost auf dem Schlosse Plesse, das noch im Jahr 1578 eine Besatzung von 300 Hakenschützen erhielt, um den Plesser Wald gegen die Braunschweigschen Förster zu vertheidigen. Der Streit ist indessen nie geschlichtet, noch ein Spruch darin gethan worden. Hessen, und zwar die Rothenburgsche Linie, ist noch jetzt im Besitz der Herrschaft Plesse.

Ob das Schloß Plesse durch Gewalt zerstört, oder nach und nach verlassen ward, und hierdurch verfiel, ist mir nicht bekannt. Aber ein wunderbares Mährchen kenne ich noch, das ich hier nicht unerzählt lassen kann. Es ist kein altes, aus grauen Zeiten herstammendes, sondern ein neues, kaum funfzig Jahr altes. Ein dickes Buch ist darüber geschrieben worden, das im Jahre 1770 erschien, und den Titel führt: „Wunderbare Begebenheit, welche sich mit einem Göttingischen Studenten auf dem alten Schlosse Plesse zugetragen hat.“ Aus diesem soll hier das Mährchen, oder vielmehr die wahre Geschichte — denn der Verfasser, der selbst der Held der Begebenheit war, läßt sich's nicht abstreiten, daß ihm Alles wirklich und wahrhaftig begegnet sei — kürzlich mitgetheilt werden.

Im Herbste des Jahres 1743 besuchte ein Student aus Göttingen — sein Name ist unbekannt geblieben, wir wollen ihn daher Hans Kurt taufen — die Ruinen der Plesse. Er war allein, und als er sich genug umgesehen hatte, warf er sich auf den Rasen hin, und las. Zwei bis drei Stunden mochte er gelesen haben, als er mit einem Male einen ganz überaus angenehmen Geruch spürte, den er mit keinem ihm bekannten Geruche vergleichen konnte. Verwundernd sah er sich überall um, sann nach, woher der liebliche Duft wohl kommen möchte, fühlte aber zugleich eine unbezwingbare Neigung zum Schlaf, der

er auch unterlag. Aus diesem erweckte ihn nach einigen Stunden ein heftiger Donnerschlag. Er richtete sich erschrocken auf, fühlte starken Regen, sah aber vor dicker Finsterniß nicht seine Hand. Ehe er seine Gedanken sammeln konnte, glaubte er blind geworden zu seyn; aber ein Blitz überzeugte ihn vom Gegentheil, und ließ ihn auch sehen, daß er sich noch unter den Ruinen der Plesse befände, wo er an sieben Stunden lang geschlafen hatte. Das Wetter war entsetzlich: es stürmte, regnete, hagelte, und ein unaufhörlicher Donner rollte über dem Haupte des armen Menschen, der nicht wußte, wo aus noch ein. Damals war noch mehr Gottesfurcht unter den Studenten, als jetzt; die Wunder des alten Testaments waren noch nicht von den Kathedern wegdisputirt, und wo ein Musensohn jetzt flucht und renommirt, da betete er sonst mit Ergebung und Zuversicht. Kurt warf sich daher in seiner Angst nieder, betete und flehte um Hülfe und Rettung. Sie erfolgte. Denn als er sich wieder aufgerichtet hatte, sah er ein Licht auf sich zukommen, das der Sturm bei aller seiner Heftigkeit nicht auslöschen konnte. Ein kleines altes Männchen mit einem langen Barte trug es. Diese Erscheinung erregte bei dem durchnäßten Hans Kurt doch etwas Furcht; allein das Männchen redete ihn liebevoll an, er möchte sich nicht fürchten. Gott, dessen Hülfe er angefleht, habe ihm durch seinen Großvater anbefeh-

len lassen, aus der Tiefe der Erde heraufzusteigen, um ihn in Sicherheit zu bringen; er möchte ihm daher nur folgen. Sie gingen nach dem Brunnen. In diesem befand sich ein Gerüst, auf das sie traten. Sanft senkte es sich hinab in den Brunnen bis auf den Spiegel des Wassers, wo es still stand. Jetzt fragte ihn das Männchen, ob er hier bis zu Anbruch des Tages verweilen, oder ihm in das Innere der Erde folgen, und da die Werke des Schöpfers bewundern wollte? Kurt, der wieder Muth bekommen hatte, wählte das Letztere.

„Aber," fragte er seinen Begleiter, „wenn du mich zu andern Geschöpfen führst, wie habe ich mich da zu benehmen?"

„Ich will dir schon von Zeit zu Zeit sagen, was du zu thun hast; nur sei nicht vorwitzig, und frage nicht nach Allem; rede überhaupt wenig. Du kommst nämlich zu einem Volke, das wegen seiner Verschwiegenheit „das stille" heißt, das gut und dienstfertig gegen die Menschen ist, das aber, wenn man es beleidigt, sein Vieh dafür plagt. Eigentlich haben sie gar keine Gemeinschaft mit den Menschen auf der Erde, da sie ein unterirdisches Geschlecht sind, und wenn sie Verrichtungen auf der Oberwelt haben, so geschehen solche nur des Nachts."

Kurt war ein belesener Mann seiner Zeit: daher fiel ihm bei dieser Aeußerung des kleinen Männchens

gleich ein, daß Paracelsus von solchen Geschöpfen ein Buch geschrieben habe, worin er meint, daß sie nicht von Adam abstammten, zwar keine Geister wären, indem sie Fleisch und Blut hätten, aber sich unsichtbar machen, und durch die Luft, so wie durch Felsen und verschlossene Thüren gehen könnten. Indem er sich mit diesem Gedanken unterhielt, folgte er schweigend seinem Führer durch einen Seitengang, der für diesen gerade recht, für ihn aber so niedrig war, daß er immer gebückt gehen mußte. Diese beschwerliche Stellung, und eine dumpfige feuchte Luft hatten ihn nach einer halben Stunde so abgemattet, daß er nahe daran war, ohnmächtig zu werden. Aber in diesem Augenblicke traten sie aus dem Gange, und übersahen eine große Landschaft, in welcher mehrere Dörfer lagen. Sie wurde von einer Helligkeit erleuchtet, die unserer Morgen- oder Abenddämmerung glich, und war mit Bäumen, Stauden und Erdfrüchten aller Art bebaut.

Nach einiger Ruhe bei einem rauschenden Wasser gingen sie auf einer schön geebneten Straße, worauf es weder ein Zoll- noch Chausseehaus gab, zwei Stunden lang fort. Endlich kamen sie zu Wohnungen, die von chinesischer Bauart, klein und niedrig, aber mit solchen schönen Farben bemahlt waren, von denen wir gar keine Vorstellung haben. Sie gingen in eine der schönsten, wo viele kleine Leute beiderlei Ge-

schlechts, des Männchens Kinder, versammelt waren. In einem überaus schön verzierten Saale fand Kurt auf fünf Stühlen zwei sehr alte Männerchen und drei eben so alte Weiberchen sitzen. Er mußte sich auch setzen, und das Männchen stellte ihn den Uebrigen als einen stillen, sittsamen Menschen vor, der ihm willig gefolgt sei. Man hieß Kurten freundlich willkommen, und der Aelteste davon sprach zu ihm:

„Fremdling! durch sonderbare Offenbarung ist mir deine Gefahr auf dem Hause Plesse wissend, und der Befehl worden, dich in Sicherheit zu bringen. Ich schickte daher meines Sohnes Sohn ab, dich hierher zu führen, und es freut mich, daß du ihm ohne Furcht gefolgt bist. Es soll dir kein Leid widerfahren, und du sollst, wenn es oben wieder Tag wird, sonder Gefahr auf das Haus Plesse zurückgeleitet werden. Amen!“

Alle neigten sich bei diesen Worten, als wollten sie sagen: der da spricht ein wahres Wort. Kurt aber bedankte sich für diese Versicherung, und machte den kleinen Herren viele Fleuretten über ihre freundliche Aufnahme.

Jetzt trat ein holdes Mägdlein in den Saal. Sie war auch ganz klein, wie bei uns Menschen ein Kind von sechs Jahren zu seyn pflegt, aber dabei völlig ausgewachsen und mannbar. Mit einer lieblichen Miene ladete sie die Anwesenden zur Mahlzeit, welche im

Nebenzimmer bereitet sei, ein. Alle erhoben sich zugleich, und invitirten den Hans Kurt, ihnen zu folgen.

Der Hunger plagte diesen zwar ziemlich, aber er trauete den kleinen Männerchen nicht recht, und schlug daher die Einladung unter dem Vorwande, daß er in der Nacht nicht essen könne, ab. Sein Führer gab ihm aber durch einen Wink zu verstehen, daß er mitgehen müsse, und so folgte er auch.

Auf der Tafel standen nur drei Gerichte, sonst aber war sie fürstlich aufgeputzt. Das Tafeltuch war außerordentlich fein. Man sagte ihm, es sei aus Amiantstein gewebt, und werde, wenn es schmutzig wäre, nicht durch Wasser, sondern durchs Feuer wieder gereinigt. Die Schüsseln, Teller, Löffel, Messer, kurz alles Geräthe auf dem Tische, war von gediegenem, auf's schönste polirtem Silber, und bei jedem Couvert stand ein prächtig gearbeiteter goldener Becher mit Getränk gefüllt.

Kurt hatte sich nun zwar mit dem Vorsatze, nichts zu essen, hingesetzt, aber der liebliche Duft der Gerichte überwältigte seine Besorgnisse. Er aß und ließ sich's trefflich schmecken. Bei der zweiten Schüssel ergriff das älteste Männchen seinen Becher mit den Worten:

„Gelobt sei Gott, der uns dies Wasser zur Labung und Erquickung beschert hat." Die Uebrigen antworteten darauf: „Er sei gelobt."

Ein jeder trank, Kurt aber nicht. Er wollte wenigstens versuchen, ob er es umgehen könne, denn das Getränk hatte eine ihm unbekannte verdächtige Farbe. Allein, von Allen dazu aufgefordert, mußte er sich zwingen und den Becher ergreifen. Lieblicher und labender hatte ihm lange nichts geschmeckt, und voll Verwunderung rief er aus: „Ei, welch köstliches Getränk! — Davon müßt ihr mir das Recept geben.“

„Ha, ha, ha,“ lachte die kleine Schöne neben ihm, „das quillt ja aus der Erde, das machen wir nicht.“

„Da seid ihr glückliche Menschen,“ rief Kurt aus, „wir müssen unsere Getränke erst durch Kunst und Mühe bereiten.“

„Ich sehe wohl,“ fiel der Alte ein, „du bist auch von dem Fehler ergriffen, den ihr Obermenschen alle habt. Die Wohlthaten Gottes erkennt ihr nicht, habt nie genug, und wünscht euch immer andere. Ihr habt vortrefflichen Wein, den ihr freilich nicht immer mit Vernunft genießt; euch beleuchtet die wärmende Sonne am Tage, Nachts der Mond und ein Sternenhimmel, Dinge, die wir ganz entbehren müssen, weshalb wir euch aber doch nicht beneiden. Denn wir genießen bei einer großen Mäßigkeit einer beständigen Gesundheit, und werden, wie du an mir siehst, sehr alt. Bei unserer Friedfertigkeit leben wir ohne Ver-

drießlichkeiten, ohne Prozesse, ohne Kriege. Keiner will der Reichste, der Erste, der Vornehmste seyn. Keiner unterdrückt den Andern, keiner will herrschen, keiner erobern. Der Aelteste in jeder Familie ist der Regent derselben, das heißt, er geht mit Rath und That der Familie zur Hand, ermahnt den Verirrten, und lenkt ihn mit Güte und Sanftmuth zurecht."

„Wie glücklich seid ihr Menschen," rief Kurt voll Verwunderung aus, „ihr lebt ja wahrlich wie im Paradiese!"

„Wir leben glücklich," fuhr der Alte fort, „aber ohne alles Kreuz sind wir nicht. Was wäre auch ein Leben ohne Ungemach! Es giebt nämlich bei uns eine Art Geschöpfe, die halb Menschen und halb abscheuliche Schlangen sind. Sie leben in den Felshöhlen, und bekriegen uns oft in großen Schaaren. Mit Mühe treiben wir sie nur zurück in die Klüfte, und mancher von uns büßt sein Leben dabei ein. Wir haben uns viel Mühe gegeben, uns mit ihnen zu versöhnen, haben Verwundete gepflegt und geheilt: aber kaum sind sie hergestellt, so springen sie davon, und überfallen alsdann mit verstärkter Macht gerade die Wohnungen ihrer Pfleger am ersten. Da diese Schlangenmenschen mehr Thier als Mensch und ohne Vernunft sind, so sind auch alle solche Versuche bis jetzt vergebens gewesen, und uns bleibt keine Hoffnung, sie zu

åndern, sondern wir müssen in steter Furcht vor ihnen leben."

Bei diesen Worten ließ sich vor der Thür ein starker Ton hören, als bliese jemand dreimal in ein Horn. Die ganze Versammlung fiel auf ihre Knieen, und betete leise. Dies war das Zeichen, daß der Abend anbreche, und gleich darauf wurden auch Lichter auf großen silbernen Leuchtern hereingebracht. Alle begaben sich wieder in das andere Zimmer.

Kurten gefiel es je länger je mehr unter diesen unterirdischen kleinen Menschen. Er vergaß sein Ungemach auf der Plesse, und dachte nicht an Göttingen. Sich hier einige Wochen aufzuhalten, Alles auf dieser neuen Erde recht genau zu besehen, hatte er schon beschlossen, und eben wollte er bitten, ihn in ihren Gärten herumzuführen, als das alte Männchen sprach:

„Gott, der nach seinem unerforschlichen Willen gewollt hat, daß du zu uns hast kommen sollen, will jetzt, daß du wieder auf die Oberwelt zurückkehrst, denn bei uns bricht der Abend, bei euch aber der Tag an, und das Ungewitter ist vorüber. Wohlan, so gehe denn, vergiß nicht, was du hier gesehen hast, und laß dir die Erinnerung daran immer eine Aufforderung mehr seyn, den Gott, den wir Beide verehren, zu preisen. Meine Kinder werden dir einige Kleinigkeiten zustellen, die bei euch Menschen Werth haben,

und die du als ein Andenken an deinen hiesigen Aufenthalt betrachten magst. Reise wohl und lebe glücklich!“

Kurt stand da, wie aus den Wolken gefallen. Er wollte gar nicht fort, und sollte doch. Er wollte sich erst recht umsehen, und man hieß ihn gehen. Was ist das für eine Lebensart bei den Leuten, dachte er, und nur die Furcht vor ihnen, da er sich in ihrer Gewalt befand, so wie die Geschenke, die er haben sollte, hielten ihn zurück, seine Gedanken nicht unumwunden zu erkennen zu geben. Auch machte er keinen Versuch, um Aufschub seiner Abreise zu bitten, sondern einige stumme Verbeugungen, und folgte verdrießlich seinem ersten Führer.

Aus dieser übeln Stimmung wurde er aber wieder auf eine überraschende Weise geweckt. Er wurde nämlich in eine Kammer geführt, wo Gold- und Silberkörner von der Größe unserer Erbsen in hohen Haufen aufgeschüttet waren, und große Tafeln, worauf Brillanten, Diamanten, Saphyrn, Hyacinthe, und lauter solche edle Steine in unglaublicher Menge und Größe, und aufs köstlichste geschliffen, ihn anblitzten. Kurt war etwas Kenner von solchen Steinen, und da lachte ihm freilich das Herz im Leibe, als er die unschätzbare, unbezahlbare Menge erblickte, von denen er schon seine Taschen angefüllt sah. Das kleine Männchen schenkte ihm jedoch nur zwölf Stücke davon,

dagegen verstattete es dem vor Begierde klappernden Studenten, von den Gold- und Silberkörnern so viel zu nehmen, als er nur fortbringen könne. Kurt ließ sich das nicht zweimal sagen, griff natürlich nur nach den Goldkörnern, und stopfte alle seine Taschen, selbst die steifen Stiefeln voll, und packte noch in das Taschentuch und in den Hutkopf, was nur hineingehen wollte. Außerdem erhielt er noch ein Kästchen von dem kleinen Männchen, was auch mit Goldkörnern angefüllt wurde. So wohlbeladen trat er den Rückweg auf die Oberwelt an. Sein Begleiter verließ ihn jedoch bald, gab ihm aber dafür zwei seiner Söhne mit, wovon der eine eine Leuchte, der andere aber das zwanzig Pfund schwere Kästchen trug.

Auf demselben Wege, auf welchem Kurt hingeführt war, wurde er auch zurückbegleitet, und durch das Gerüste, welches noch auf dem Wasser im Brunnen schwamm, wurden sie alle drei im Hui in die Höhe gehoben. Kurt trat herab von dem Gerüste, erhielt das Kästchen und ein freundliches Lebewohl von seinen Begleitern, welche darauf wieder in den Brunnen hinabsanken.

„Träume ich oder wache ich!" — rief Kurt aus, als er sich wieder mitten unter den Ruinen des Schlosses Plesse sah. „Wo war ich, was sah ich!" — Bald aber überzeugte ihn die Menge des bei sich habenden Goldes und das Blitzen der edeln Steine, in

denen sich die aufsteigende Sonne spiegelte, daß er nicht geträumt habe, daß Alles pure Wirklichkeit sei. Seine Freude war nun grenzenlos. Man denke sich auch einen armen Göttinger Studenten, der bis dahin kaum hundert Thaler jährlich zu verzehren hatte, und auf einmal zum Besitz von 20= bis 30000 Thalern kommt! Er sprang auf dem hohen Berge herum, klatschte in die Hände, und wußte gar nicht, was er gleich anfangen sollte. Nachdem sich endlich der erste Rausch gelegt hatte, ging er den Berg herab, und nach Göttingen zurück.

Gewiß erwarten viele Leser, daß sich diese Begebenheit nun ganz natürlich auflösen, daß Alles erklärt, und das Wunderbare darin in sein Nichts zurückfallen werde. Aber mit nichten. Es ist wunderbar und bleibt es. Ich vermag es wenigstens nicht zu lösen. Hans Kurt erzählt zwar in dem oben angeführten Büchlein noch gar Vieles aus seinem fernern Leben, z. B. wie er die Goldkörner in Geld umgesetzt, wie er dabei von den Göttinger Juden wacker betrogen worden, was er für die edlen Steine erhalten, wie er mit dem Gelde viel Gutes gethan u. s. w.; aber von der wunderbaren Begebenheit selbst redet er gar nicht weiter. Er nimmt sie für eine ausgemacht richtige und wahre Begebenheit an, und überläßt jedem, davon zu glauben, was ihm beliebt.

* * *

Von dem Schlosse Plesse giebt es mehrere Abbildungen. Die älteste ist die, welche sich in Merians Topographie von Hessen, 1655. S. 112 befindet, wo es in seinem völlig bewohnbaren Zustande dargestellt ist. Eine zweite ist das Titelkupfer zu Joachim Meyers Plessischen Ursprung und Denkwürdigkeiten, 1713. Auf dieser sieht man schon manches der Gebäude als Ruine dargestellt. Von Besemann in Göttingen erschien 1790 eine illuminirte Ansicht der Ruinen, und in dem 3ten Bändchen von Meiners kleinen Länder- und Reisebeschreibungen, 1801, — aus welchem auch vorstehende Geschichte und Beschreibung, letztere jedoch mehr aus eigener Ansicht, genommen ist, — sind zwei dergleichen. Die eine stellt sie aus der Ferne, die andere, welche eine Kopie der Besemannschen ist, ganz in der Nähe dar. Beide sind von Lütke radirt.

XI.

Wirtemberg.

Längst ist eure Asche schon verstoben,
edle Ritter jener grauen Zeit!
Aber eures Kraftsinns starke Proben
kämpften gegen die Vergänglichkeit.

Hiller.

XI.

W i r t e m b e r g.

Eine kleine Meile von Stuttgart erhebt sich nach Osten zu, unter den umherliegenden Hügeln, ein schöner Berg, der rothe Berg genannt, welcher zur Warte eines alten Ritters recht gemacht zu seyn schien. Hier konnte er mit Einem Blicke zwei der schönsten, fruchtbarsten Thäler Schwabens überschauen, und der da schon ziemlich breite Neckarstrom durchschnitt die ganze Länge eines dieser schönen Thäler, dessen Anblick nur über den umherliegenden, mit Weinbau herrlich gekrönten Hügeln einige Augenblicke vergessen werden konnte. Auf diesem Berge liegt das Schloß Wirtemberg, das Stammhaus der sonstigen Grafen von Wirtemberg, deren Nachkommen unsere Tage in die Reihe der Könige versetzt haben. Bis hinauf an die Spitze, wo der nackte Felsen zu Tage aussteht, ist der Berg mit Reben bepflanzt.

Der gewöhnliche Weg führt durch das Dorf Rotenberg, das auf einem schmalen Rücken des Gebir-

ges liegt, und wie der Schwarm am Bienenkorbe, so an dem Fuße des obersten Hügels hängt, auf welchem das Schloß steht. Von Rotenberg aus wendet sich für Fahrende der Weg links um den Berg, nach der alten, noch mit eisernen Thoren versehenen Einfahrt der Urväter; Fußgänger aber steigen auf ein Paar hundert Stufen vollends in das Schloß hinauf, wo ihnen der Burgvogt, der hier ein besonderes Haus hat, auf das Zeichen mit der Glocke ein kleines Pförtchen aufschließt. Die Zugbrücke, über welche ehemals der Weg führte, ist jetzt in eine steinerne verwandelt. Ueberhaupt trifft man wenig mehr aus dem Alterthum an; das Meiste ist ein Werk neuerer Zeiten.

Die oberste Fläche, auf welcher das Schloß steht, ist so klein, und das Schloß selbst so beschränkt, daß man nicht begreift, wie so mächtige Herren mit ihrem Hofe darin Platz gehabt haben. Die Gebäude werden noch in baulichem Stande erhalten; bewohnbar sind sie aber nicht mehr. Der äußere weiße Anstrich, den man ihnen gegeben hat, macht zwar, daß man sie in weiter Ferne schon deutlich sehen kann; aber das ehrwürdige Bild des Alterthums ist dadurch ganz erloschen. Die Kapelle ist jetzt ein Viehstall. Ueber ihrem Eingange sieht man noch einen großen Stein eingemauert, dessen Inschrift erzählt, daß sie im Jahre 1083 von Adalbart von Worms eingeweiht wurde.

Ein Brunnen ist auch noch da, aber sein Wasser ungenießbar.

Drei Mauern, die weit älter als die Burg, und noch fast unversehrt sind, umgeben sie. Zwischen ihnen in den beiden Gräben wird jetzt Gemüse und Obst gebauet. Im Umfange derselben ist die in neuerer Zeit erbauete, vorhin erwähnte Wohnung des Schloßvogts und Försters, und auf der Seite gegen die Landstraße herunter wurde im vorigen Jahrhundert eine Bettung für eine Lärmkanone angelegt, welche jetzt nebst der Kanone noch da ist, um bei Entstehung einer Feuersbrunst in der umliegenden Gegend diese davon zu benachrichtigen. Der jüngste Richter des Dorfs ist jedesmaliger Konstabler.

Die älteste Geschichte des Schlosses ist eben so dunkel als die Geschichte des Wirtembergischen Hauses selbst. Daß es im Jahre 1083 schon stand, beurkundet die vorhin erwähnte Inschrift; denn vermuthlich wurden Kapelle und Burg zugleich erbauet. Im zwölften Jahrhundert gehörte es Friedrich dem Einäugigen, Herzog von Schwaben, welcher ein Bruder Kaiser Konrads III., und der Schwager Herzog Heinrichs X. von Baiern war. Der Schwägerschaft ungeachtet waren Friedrich und Heinrich immer im Kampfe mit einander begriffen, und Letzterer eroberte auch das Schloß Wirtemberg, das er nicht nur anzünden, sondern auch noch niederreißen ließ, was die Flam-

men nicht verzehren konnten. Die nachfolgenden Herzöge von Schwaben ließen es wieder aufbauen, und die Grafen von Wirtemberg, die wahrscheinlich als Vögte darauf gesetzt waren, mußten es in baulichem Stande erhalten. Kaiser Adolph von Nassau, und späterhin Kaiser Heinrich VII. belagerten und zerstörten es aber wieder. Letzterer veranlaßte dies, gereitzt durch das stolze übermüthige Benehmen des Grafen Eberhard von Wirtemberg im Jahr 1311. Eberhard hatte sich nämlich nach der Ermordung des deutschen Königs Albrechts I. große Hoffnung auf die deutsche Kaiserkrone gemacht. Da diese fehlschlug, so ließ er es dem neuen Kaiser, Heinrich VII., (aus dem Geschlechte des Grafen von Luxemburg) auf alle Art merken, daß er ihm gram sei, daß er sich nie unterwürfig bezeigen, und ihm stets entgegen seyn werde. Natürlich mißfiel dem Kaiser ein solches Benehmen, und da auch von mehrern Reichsstädten heftige Klage über Eberhards unaufhörliches Necken und Beeinträchtigen geführt wurde, so ließ er die Parteien auf einem 1309 gehaltenen Reichstage zu Speyer vorkommen. Er bemühete sich selbst, Eberharden zu einer sanftern Behandlung der Städte zu bewegen, und ihm überhaupt friedliche und menschliche Gesinnungen einzuflößen. Dieser aber antwortete trotzig und stolz, läugnete gar nicht ab, daß er die Städte gezwickt habe, und künftig noch merklicher

trillen wolle, und verließ darauf den Reichstag, ohne sich von dem Kaiser zu beurlauben. Dieses übermüthige Betragen bewog Heinrichen und alle gegenwärtige Reichsstände, Eberharden öffentlich für einen Reichsfeind zu erklären, der mit Gewalt zur Ordnung und zum Gehorsam zurückgebracht werden müsse. Dies geschah schon das Jahr darauf. Eberhard wurde von einem bedeutenden Heere angegriffen und überall geschlagen. Er verlor einen Ort, ein Schloß nach dem andern, und darunter auch das Schloß Wirtemberg. Bei dieser Einäscherung zeigten sich besonders die Bürger der Stadt Eßlingen sehr thätig. Sie ließen im eigentlichen Sinne des Wortes keinen Stein auf dem andern, rissen die Grüfte auf, und streueten die Gebeine modernder Körper umher. Mit gleicher kannibalischer Wuth verfuhren sie bei noch andern Schlössern Eberhards. Dieser floh auf die Veste Asberg. Als er aber auch hier sich nicht sicher glaubte, ging er bei Nacht eine Meile weiter nach Besigheim zu seinem Schwager, dem Margrafen Rudolph von Baden, wo er sich bis an seinen am 24sten August 1313 erfolgten Tod in einem Thurme verborgen aufgehalten haben soll.

Kaiser Karl IV. zerstörte Wirtemberg 1360 abermals. Nach jedesmaliger Einäscherung wurde es aber immer wieder aufgebauet, was auch jetzt wieder geschah, und worauf es an 150 Jahre lang unbefehdet

blieb. Im Jahre 1519 erlitt es aber das schon so oft gehabte Schicksal von neuem in einem Kriege, der sich zwischen dem Herzog Ulrich von Wirtemberg und dem sogenannten schwäbischen Bunde entspann.

Die Veranlassung zu diesem Kriege war anfänglich unbedeutend, aber von höchst wichtigen Folgen. Zu der Zeit, als dem verstorbenen Kaiser Maximilian (1519) zu Ehren Exequien zu Stuttgart gehalten wurden, da Ulrich eben mit seinen versammelten Prälaten bei Tische saß, kam die Nachricht, daß Bürger von Reutlingen seinen Burgvogt zu Achalm erschlagen hätten, um sich wegen des Todes eines ihrer Mitbürger zu rächen. Keinen weniger als den Reutlingern konnte er dies verzeihen: sie hatten ihm schon oft in seinen Seen gefischt, und in seinen Forsten gejagt, nun vollends gar einen seiner Jäger in ihren Mauern ermordet. Alles brach daher von der Mahlzeit auf, und der Herzog, höchst erbittert, forderte von den Bürgern die Auslieferung des Thäters. Da diese nicht erfolgte, so überzog er die Stadt mit Krieg, nahm sie auch bald ein, und setzte einen Vogt oder Gouverneur hinein. Das kleine Reutlingen würde hiergegen gar nichts haben unternehmen können, wenn sich nicht der schwäbische Bund seiner angenommen hätte. Ich habe oben in der Einleitung erzählt, wer den schwäbischen Bund bildete, und in welchem Ansehen und Macht er stand. Dem Herzog war da-

her nicht wohl zu Muthe, diesen Koloß wider sich aufgeregt zu haben, und der Erfolg zeigte es auch. Er rüstete sich zwar mit seiner ganzen Macht, und nahm noch 15000 Schweizer in Sold; da aber der Bund bei den Schweizern die Zurücknahme dieser Mannschaft verlangte, und diese, aus Furcht vor demselben, es auch thun mußten, so war der Herzog zu schwach, gehörigen Widerstand zu leisten. Die Bundestruppen fielen in sein Land ein, eroberten einen Theil nach dem andern, zerstörten alle Bergschlösser, worunter auch Wirtemberg war, das der Herzog von Kornwestheim vor seinen Augen in Rauch aufgehen sehen mußte, trieben ihn selbst aus dem Lande, und waren zuletzt im völligen Besitz desselben. Nicht zufrieden damit, verkauften sie es das Jahr darauf, 1520, an den Kaiser Karl V. gegen Erlegung der aufgewendeten Kriegskosten, und dieser überließ es wieder seinem Bruder Ferdinand I. von Oesterreich.

Funfzehn volle Jahre blieb Herzog Ulrich seines Landes beraubt, und irrte umher. In dieser Zeit wurde der schwäbische Bund aufgelös't, und nun nahm sich Franz I., König von Frankreich, und Philipp der Großmüthige des Herzogs an. Mit einer Armee von 30000 Mann eroberten sie ihm sein Land wieder, schlugen den österreichischen Statthalter Philipp, einen Rheinpfalzgrafen, bei Lauffen, und setzten den Herzog wieder in sein Land ein.

Wirtemberg wurde zwar wieder aufgebauet, da aber schon im Jahre 1320 Graf Eberhard, mit dem Zunamen der Erlauchte, seinen Wohnsitz von Wirtemberg nach Stuttgart verlegt hatte, wo er sicherer als dort zu wohnen glaubte, weil diese Stadt schon einmal eine Belagerung vom Kaiser Rudolph I. ausgehalten hatte, so wurde es auch nur als eine Festung, und zuletzt als Gefängniß benutzt.

Außer dem historischen Interesse ist es die schöne Natur, was diesen Berg merkwürdig macht. Man genießt da einer ungemein schönen und weiten Aussicht. Nach Süden hat man die ganze Alp, vom Schlosse Hohenzollern an bis unter das Schloß Teck herab, und in die Nähe von Hohenstaufen, vor Augen. Nach Norden breitet sich das ganze Unterland Wirtembergs mit seinen freundlichen Landschaften aus, und der Blick dringt bis an den Melibokus des Odenwaldes und noch viel weiter hinunter. Aber es ist hier mehr die Lieblichkeit als die Größe der Aussicht, was anzieht, und deswegen verweilt man auch sehr gern auf diesem Platze, und macht ihn zu einer eigenen Lustpartie. Das schöne Neckarthal entfaltet hier seine Reize wieder auf eine besondere Weise, und die zahllose Menge von Weinbergen, von denen man sich umgeben sieht, von Uhlbachs segensreichen Höhen an bis tief unter Canstatt hinunter, weckt schon durch ihren Anblick den Frohsinn. Kommt dann wohl ein

Glas guter Uhlbacher oder Rotenberger hinzu, wie man ihn hier echt findet, so fehlt es nicht, alle Saiten der Fröhlichkeit stimmen.

Die beste Aussicht hat man hier auf einer schanzenartigen Erhöhung. Man nennt sie die Weinschanze, weil sich hier schon Mancher aus des Burgvogts Keller zum beredtesten Bewunderer der schönen Natur erwärmt hat. Aber auch auf andern Stellen, und selbst zu den Fenstern des alten Burgvogts hinaus, ist sie anziehend, und man kann hier mit aller Gemächlichkeit seinen Sinn für schöne Natur befriedigen.

* * *

Die Geschichte Wirtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzöge, von Spittler. Göttingen 1783. 8.; Der Stuttgarter Almanach auf 1799. 12.; Lehmanns Speiersche Chronik, 11tes Kapitel, und Melisantes Bergschlösser sind benutzt. In dem Stuttgarter Almanach ist eine Abbildung der Ruinen zu finden, so wie auch eine andere, als Vignette, den 2ten Band der Sattlerschen Geschichte Wirtembergs, Ulm 1767. 4., ziert. Eine dritte, von dem vortrefflichen Künstler Seyffer, wurde mit dem 8ten Stücke des Morgenblattes von 1810 ausgegeben. Das Titelkupfer zu diesem ersten Bande der Ritterburgen Deutschlands ist eine verkleinerte Kopie derselben. Der Standpunkt ist zwischen den Dörfern Gaisburg

und Wangen, nahe an der nach Ulm und Augsburg führenden Landstraße, gewählt, da, wo sich der Neckar derselben bis auf wenige Schritte nähert, und in einer starken Krümmung gerade gegen sie hinströmt. Oben auf dem Berge, etwas tiefer als die Burg, sieht man das Dörfchen Rotenberg, und unten am Fuße des Berges das Dorf Untertürkheim.

XII.

Spatenberg.

Aus dem Geklüfte schauen, ernst und düster,
Gebilde der Vergangenheit hervor,
und fremde Laute wehen im Geflüster
der Abendlüfte um mein Ohr.

Schreiber.

XII.

Spatenberg.

Der Stadt Sondershausen im Fürstenthum Schwarzburg gegen Mittag zieht sich ein Gebirge hin, das der Göllner genannt wird. Aus der Mitte desselben erhebt sich ein kegelförmiger Hügel, der Spatenberg, — von dem Frauenglas oder Spat, das an demselben gefunden wird, so genannt —, worauf das Schloß gleiches Namens stand. Von ihren Ueberresten sieht man wenig mehr, als ein tiefes, von Wagehälsen wohl durchsuchtes, Gewölbe und niedere Mauern, welche der gemeine Mann „die Ohlenburg" (die alte Burg) zu nennen pflegt.

Der Hügel war von der Natur sehr günstig zur Erbauung einer Burg gebildet. Ringsherum hängt er mit dem übrigen Gebirge nicht zusammen, und es konnte daher, ohne große Fortifikationskenntnisse zu besitzen, eine solche Burg darauf angelegt werden, die jedem Ueberfalle damaliger Zeiten lange Trotz zu bieten vermochte.

Von den Trümmern herab sieht man in ein freundliches Thal, durch das die Wipper fließt, und worin die Stadt Sondershausen nebst einigen Dörfern liegt. Ueber das Thal hinweg sieht man das Harzgebirge mit dem Brocken und auch Nordhausen liegen. Gegen Morgen ragt der Rest des Schlosses Kyffhausen zwischen fernen Bergen hervor, und gegen Mittag und Abend bedeckt ein langer Wald das Gebirge.

Da die Geschichte Thüringens unter Kaiser Heinrich IV. zugleich die Geschichte der Entstehung der meisten Burgen dieses Landes enthält, so werde ich hier Gelegenheit nehmen, einen kurzen Abriß der erstern mitzutheilen, um in der Folge, bei andern Burgen Thüringens, Wiederholungen vermeiden, und auf dieselben nur zurückweisen zu können.

Kaiser Heinrich III. starb im Jahr 1056, leider zu früh für sein Haus, für seinen Nachfolger und für die Deutschen überhaupt. Er hinterließ einen kaum sechsjährigen Prinzen, den nachherigen Heinrich IV., welchen die deutschen Reichsstände, da sie seinem Vater noch ein langes Leben zutraueten, bereits zu ihrem König erwählt hatten. Nun aber wurde seine Minderjährigkeit von ihnen dazu gemißbraucht, daß sie während derselben theils die Regierung an sich zu ziehen, theils sich und ihren Freunden allerlei Vortheile auf eine unerlaubte Art zu verschaffen suchten. Des jungen

Prinzen weise Mutter, Agnes, hatte zwar die Vormundschaft über ihren Sohn übernommen, und die Regentschaft rühmlich angefangen, aber bald entriß sie ihr der Erzbischof Anno von Cölln, und maßte sich die Stelle eines Aufsehers und Vormundes über ihn ganz allein an. Er, ein strenger und ernster Mann, begegnete dem jungen Kaiser mit zu vieler Härte, als daß ihn dieser hätte liebgewinnen können. Desto leichter war es daher dem Erzbischof Adelbert von Bremen, einem feinen gewandten Hofmann, sich zum Herzen Heinrichs den Weg zu bahnen. Als Erzbischof von Bremen lebte er mit den sächsischen Fürsten beständig in Streit. Sein Bestreben, den Wohlstand des Erzstifts immer höher zu treiben, fand bei den Letztern nicht selten Widerspruch. Dies flößte ihm feindselige Gesinnungen gegen die Fürsten ein, und er gab sich jetzt daher alle Mühe, ihnen des Kaisers Ungnade zuzuziehen. Zu dem Ende gab er Heinrichen Entwürfe an die Hand, wie er ihre Freiheit unterdrücken, und sich zum unumschränkten Herrn von Deutschland machen könne. Die Fürsten erfuhren aber Adelberts Bemühungen, und ruheten nicht eher, bis Heinrich ihn entfernte. Dessenungeachtet ließ Heinrich die ihm entworfenen Pläne nicht fahren, und ein neuer schlechter Rathgeber bestärkte ihn noch mehr in der Ausführung derselben. Dies war der Erzbischof Siegfried von Mainz.

Lange schon hatte dieser Schlaue nach dem Thüringischen Zehnten oder Herrenzins, dieser bedeutenden Abgabe von allen Früchten und Vieh, vergebens getrachtet. Er benutzte daher seinen jetzigen Einfluß auf Heinrichen, diesen Zweck zu erreichen, und erreichte ihn, da ein glücklicher Zufall ihm die Hand dabei bot.

Heinrich war bei den abwechselnden Vormundschaften schlecht erzogen worden und an Kopf und Herz verkrüppelt. Gewohnt, seine Begierden auf alle Art befriedigen, seinen Leidenschaften fröhnen und einmal vorgefaßte Meinungen ohne Widerspruch befolgen zu können, war seine Regierung ein Muster von Regierung, wie man nicht regieren soll. Er überließ sich ohne die mindeste Rücksicht den unlautern Trieben seiner Begierden, und sollten auch die Folgen davon noch so gefährlich für ihn und seine Krone, noch so entehrend für seine Würde und sein Herz gewesen seyn.

Wollüstig und ausschweifend in hohem Grade, war er seiner Gemahlin, einer italienischen Prinzessin, bald überdrüßig, und wünschte von ihr geschieden zu seyn. Da nun hierzu die Einwilligung des Papstes nöthig war, so wollte er diese durch Siegfried zu erhalten suchen. Hierzu war dieser auch bereit; allein der listige Pfaffe machte es dem feurigen Heinrich zur Bedingung, daß er ihm zur Belohnung die Thüringischen Zehnten gewähren müsse. Heinrich versprachs, behielt

sich einen Theil derselben vor, und freuete sich nicht wenig, daß er, außer der Erreichung seines Zwecks, zugleich eine so schöne Gelegenheit bekam, die Thüringer wieder drücken zu können. Diese aber, welche sich den Forderungen der Mainzischen Erzbischöfe bis dahin mit Glück widersetzt hatten, faßten den Entschluß, die Entrichtung des Zehnten standhaft zu verweigern. Siegfried, höchst erbittert hierüber, schilderte dem Kaiser ihr Betragen von der gehässigsten Seite, und nannte sie gefährliche Aufrührer. Der charakterlose Heinrich war leicht zu reizen, und der Bischof Adelbert von Bremen, welcher sich doch wieder an seinem Hofe einzuschleichen gewußt hatte, ließ es an Aufmunterungen, die vermeintlichen Empörer zu züchtigen, gleichfalls nicht fehlen. Heinrich faßte daher den Entschluß, Gewalt zu gebrauchen, und so entstand jener unselige Krieg, welcher den kaiserlichen Gerechtsamen sehr nachtheilig wurde, und über Deutschland viel Unglück und Elend verbreitete.

Die mißvergnügten Thüringer hatten sich indessen mit dem Markgrafen Dedo von Meißen verbunden, und eine Streiferei auf die kaiserlichen Kammergüter vorgenommen. Sie machten hier viele Beute, die ihnen aber die kaiserlichen Vögte in Mühlhausen und Nordhausen wieder abjagten. Dies war für Heinrichen das Signal zum Bruch, und er zog in der Geschwindigkeit ein Heer zusammen, wozu Siegfrieds

und seiner Freunde Truppen stießen. Die Thüringer, hierdurch in Angst gesetzt, sendeten einen Abgeordneten an Heinrich, und erklärten, daß sie für ihn und das Vaterland Leben und Vermögen aufzuopfern bereit wären, wenn er sie gegen die Forderungen des Mainzischen Erzbischofs schützen wolle, daß sie aber auch, wenn dies nicht geschähe, entschlossen wären, ihre Vorrechte bis auf das Aeußerste zu vertheidigen.

Heinrich stellte sich, als wäre er mit dieser Erklärung zufrieden, und ließ die Thüringer versichern, daß wenn sie derselben treu blieben, sie sich seines Schutzes und Beistandes sollten erfreuen können. Bald aber rückte er, von Siegfried begleitet, in Thüringen ein, besonders um den Markgrafen Dedo zu demüthigen. Er eroberte die beiden Schlösser Scheidungen und Beichlingen, welche jener besetzt hatte, und zerstörte sie. Dedo, den die Thüringer verließen, war zu schwach, Heinrichs Macht zu widerstehen. Er ergab sich, und konnte sich nur durch Abtretung einiger seiner Güter von der persönlichen Gefangenschaft befreien. Der Kaiser eilte hierauf nach Maynz, wo seine Ehescheidungssache vorgenommen werden sollte. Er wiederholte zwar den Befehl, dem Erzbischofe den Zehnten zu entrichten, und dieser ließ auch durch seine Beamten Anstalt machen, ihn einzutreiben; allein die Thüringer wiesen diese ziemlich nachdrücklich ab. Ja,

sie gingen so weit, daß sie einige derselben aufknüpften.

Dies geschah im Jahr 1069, und bewirkte den Thüringern bis 1072 Ruhe. Da aber hoben die Unruhen von neuem an, denn Adelbert und Siegfried ließen nicht nach, den schwachen Heinrich immerfort gegen Sachsen und Thüringen aufzuhetzen. Sie brachten es endlich auch dahin, daß er den feierlichen Entschluß faßte, beide Länder zu unterjochen. Hierzu schienen ihm die Bergschlösser das kräftigste Mittel zu seyn. Er ließ daher nicht nur diejenigen, die er bereits hatte, in einen festen Zustand setzen, sondern auch noch viele neue anlegen, so daß es in Thüringen nur wenige Anhöhen gab, auf denen nicht eine Burg prangte.

Zu dieser Zeit ward auch das Schloß Spatenberg von Heinrichen erbaut, befestigt und mit Mannschaft besetzt.

Die Besatzungen aller der Schlösser durchstreiften nun die umliegende Gegend, und die Thüringer befanden sich daher in der übelsten Lage. Da trat Siegfried wieder hervor, und verlangte ernstlich die Entrichtung des Zehnten. Auf einer deshalb ausgeschriebenen Synode zu Erfurt, der alle geistliche und weltliche Herren Thüringens beiwohnten, drang er auch

endlich, von Heinrich unterstützt, durch, und erhielt, wonach er so lange vergebens gestrebt hatte.

Heinrich glaubte, hierdurch den Thüringischen Herren eine solche Furcht eingejagt zu haben, daß sie sich nun alle Arten von Bedrückungen gefallen lassen würden, und Thüringen wurde nun der Schauplatz einer Menge grausamer, die Menschheit schändender Auftritte.

Die unglücklichen Bewohner desselben waren auf allen Seiten mit Bergschlössern umringt, deren Besatzungen ihnen die größten Drangsale anthaten. Oft fiel ein Haufe solcher Barbaren in ein ruhiges Dörfchen ein, nahm den Einwohnern Habe und Guth weg, mißhandelte die Weiber in Gegenwart der Männer, und die Töchter vor den Augen der Väter, schleppte Männer, Weiber und Kinder als Gefangene in ihre Burgen, und gab die von Wehklagen wiederhallenden Hütten den Flammen Preis. Den edeln, von Freiheitsgeist beseelten Thüringern war eine solche Behandlung unerträglich. Heinrich, dem sie ihre Beschwerden vortrugen, wies sie mit unmenschlichem Kaltsinne ab, und machte ihnen noch, wegen Verweigerung des Zehnten, bittere Vorwürfe. Mit ihnen erlitten eine gleiche Behandlung die Sachsen, und der Zeitpunkt schien nun gekommen zu seyn, wo beide Völker ihre Freiheit verlieren sollten. Allein zwei so mächtige Völker konnten sich unmöglich lange unterdrücken las-

sen. Der Trieb zur Erhaltung ihrer Freiheit regte sich immer lebhafter, und insgeheim waren sie auf Vertheidigungsanstalten bedacht. Die vornehmsten Sachsen und Thüringer schlossen, auf Antrieb des Bischofs Burchhard von Halberstadt und des abgesetzten Herzogs Otto von Bayern, ein Bündniß, dem auch die Markgrafen Dedo von Meißen und Egbert II. von Thüringen, der Pfalzgraf Friedrich nebst den Bischöfen von Meißen und Merseburg beitraten.

Als Heinrich hiervon Nachricht erhielt, schrieb er, um nur Gelegenheit zur Zusammenbringung eines Heeres zu haben, einen Feldzug gegen die Polen aus. Die Vereinigten glaubten jetzt, daß es Zeit sei, eine deutliche Erklärung von sich zu geben. Sie schickten daher eine Gesandtschaft an den Kaiser, der eben in Goslar war, und ließen ihn wissen, daß sie entschlossen wären, ihm den Gehorsam aufzukündigen und ihre Freiheit aufs äußerste zu vertheidigen, wenn er sie ferner kränken und diese drangsalenden Bergschlösser nicht niederreissen werde. Auch solle er sich ferner nicht immer in Sachsen aufhalten, in Reichsangelegenheiten keine schlechten Leute um Rath fragen, und — seine Maitressen abschaffen.

Diese bestimmte Erklärung verursachte Heinrichen nicht weniges Nachdenken. Er sah, daß sie das Resultat der Verzweiflung war, und er es mit einem Feinde zu thun bekomme, der, nach einer solchen Er-

klärung, auch verzweiflungsvoll fechten werde. Vielleicht würde sie noch einen guten Entschluß bei ihm bewirkt haben, wenn er nicht dem Rathe derjenigen gefolgt wäre, welche ihm diese Drohungen als unbedeutend darzustellen bemüht waren. Leider ertheilte er daher den Abgeordneten eine schnöde Antwort. Die Erbitterung der vereinigten Fürsten stieg hierdurch aufs Höchste. Sie zogen in der Geschwindigkeit ein für die damaligen Zeiten außerordentlich starkes Heer von 60= bis 70000 Mann zusammen, und rückten damit gerade auf Goslar los. Heinrich zog sich auf das zwei Stunden davon gelegene Schloß Harzburg, wohin ihm die Vereinigten folgten. Umsonst schickte er Abgeordnete mit Friedensvorschlägen an sie, Harzburg wurde immer enger eingeschlossen. Bei dieser augenscheinlichen Gefahr, gefangen zu werden, war kein anderes Mittel übrig, als die Flucht. Von den Bischöfen zu Zeitz und Osnabrück und dem Herzoge von Kärnthen begleitet, entfloh er, durch die Dunkelheit der Nacht geschützt, auf dem einzigen Zugange zur Burg. Drei Tage lang irrten sie in dem finstern Harzwalde, von dessen Umfange der jetzige Harz kaum ein Schatten ist, umher, in steter Angst, zu verhungern, oder vom verfolgenden Feinde ereilt zu werden, bis sie endlich ein Jäger auf den rechten Weg brachte, und sie über Eschwege nach Hersfeld gelangten. Hier fanden sich bald große Haufen des Heeres ein, dem der

Kaiser, unter dem Vorwande des polnischen Zuges, Hersfeld zum Sammelplatze angewiesen hatte. Heftig beklagte er sich gegen diese über die vermeintlichen Beleidigungen, die ihm von den Sachsen und Thüringern widerfahren wären, und forderte sie zur Rache auf. Einige meinten, man müsse die Vereinigten ohne Zeitverlust angreifen, Andere hielten dies wegen ihrer Ueberlegenheit für gefährlich. Heinrich, der nicht Entschlossenheit genug hatte, den weisesten Rath durchzusetzen, wählte den schlimmsten. In der Absicht, noch mehrere Truppen zusammenzuziehen, ließ er die bereits Versammelten wieder auseinandergehen, mit dem Befehle, sich acht Tage nach Michaelis bei Breitenbach unweit Eisenach wieder einzufinden. Die Verbündeten, welche hierdurch Zeit bekamen, sich immer noch mehr zu verstärken, fingen nun an, auf die Zerstörung der ihnen so verhaßten Bergschlösser bedacht zu seyn. Von der Harzburg, die sie wegen ihres festen Zustandes nicht so bald zu erobern hofften, waren sie nach Heinrichs Entweichung abgezogen, und vor das einige Meilen davon, bei der Stadt Blankenburg am Harze gelegene Schloß Heimburg gerückt, das sie auch in kurzer Zeit eroberten und zerstörten. Hierauf schlossen sie Asenberg ein, dessen starke Besatzung wegen Mangels an Lebensmitteln in große Noth gerieth. Heinrichen schmerzte der Verlust seiner Schlösser sehr, und da er die Schwierigkeit der Un-

terjochung der Thüringer immer mehr fühlte, so bat er die Bischöfe von Maynz und Kölln, sich mit dem Feinde in Friedensunterhandlungen einzulassen. Zu Gerstungen im Eisenachschen war dem Kongreß, dessen Ausgang Heinrich zu Würzburg abwartete. Heinrichs Abgesandten aber, statt für ihn zu sprechen, stimmten der Meinung der Mißvergnügten, welche einen andern König wünschten, bei, und es ward beschlossen, einen Reichstag nach Maynz auszuschreiben, auf welchem Herzog Rudolph von Schwaben zum Kaiser erwählt werden solle. Heinrich, der nun auf allen Seiten Gefahr erblickte, versprach alles Mögliche zu thun, und dachte nicht mehr daran, die Thüringer zu Entrichtung des fatalen Zehends anzuhalten. Diese hingegen, froh des glücklichen Erfolgs ihrer Unternehmungen, belagerten, eroberten und demolirten ein Schloß nach dem andern.

Hier traf auch die Reihe das Schloß Spatenberg, das von ihnen am Schlusse des Jahres 1073 erobert wurde. Sie zerstörten es jedoch nicht, sondern setzten es vielmehr zu ihrem Vortheil in den besten Vertheidigungszustand.

Heinrich, der in Worms war, schien ganz vergessen zu haben, daß er wenigstens versuchen müsse, den feindlichen Waffen Einhalt zu thun. Endlich aber erwachte er aus seinem Schlummer, und bot die Reichsfürsten zum Beistande wider die Empörer auf.

Diese zeigten jedoch hierzu wenig Neigung, widersprachen lebhaft, und nur einige Bischöfe stellten sich mit ihren kleinen Haufen ein. Dessenungeachtet wagte sich Heinrich mit diesen im Januar 1074 in's Feld. Die Vereinigten hatten sich, hiervon unterrichtet, 40000 Mann stark bei Bach an der Werra gelagert. Heinrich, erstaunt, ein solches Heer zu finden, ward bange, und bereuete den unbesonnenen Streich, den er gewagt hatte. Er hielt daher für's Beste, so lange vom Frieden zu sprechen, bis er sein Heer verstärkt haben würde. Dies geschah. Der Feind ließ sich mit Friedenspräliminarien täuschen; es wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen; Heinrich versprach, seine Schlösser demoliren zu lassen, und in Goslar sollte an einer völligen Ausgleichung der beiderseitigen Differenzen gearbeitet werden.

So schien es nun, als wenn die Ruhe wieder hergestellt werden würde, als mit einem Male alle Hoffnung dazu gänzlich verschwand. Heinrich hatte nämlich seinen Truppen wirklich befohlen, seine eigenen Bergschlösser zu zerstören, und die Belagerung der feindlichen aufzuheben. Allein die Besatzung der Harzburg weigerte sich dessen, und wollte keinen Waffenstillstand. Durch diesen Muth angefeuert, schob er die versprochene Zerstörung der Schlösser wieder auf, und meinte, daß die ganze Sache auf einem Reichstage zu Goslar ausgemacht werden müsse. Die Ver-

bündeten merkten jedoch seine Absicht, und lagerten sich mit einer ansehnlichen Kriegsmacht nicht weit von Goslar. Als er sich dessenungeachtet nicht zur Erfüllung der ersten Friedensbedingung, der Niederreißung seiner Schlösser, bequemen wollte, so rückten sie auf Goslar los, und drängen selbst in seinen Pallast ein. In dieser persönlichen Gefahr gab der schwache Heinrich endlich nach. Er willigte in die gänzliche Zerstörung aller seiner Burgen, verlangte jedoch ein Gleiches in Ansehung der Burgen des Feindes, welches auch zugestanden ward. Die Verbündeten vollzogen den Friedensschluß ihrerseits, und nebst andern ihrer Schlösser wurde auch Spatenberg gänzlich von ihnen geschleift. Von Heinrichen erwarteten sie nun in Ansehung der Harzburg dasselbe; allein er verschob es immer weiter, denn ihn dauerte die dasige schöne Domkirche. Dies erbitterte die Gemeinen der Verbündeten aufs äußerste. Sie fielen mit Wuth über die Harzburg her, zerstörten Alles auf die unbarmherzigste Art, und schonten selbst der kaiserlichen Gruft nicht, wie dieses bei der Geschichte der Harzburg umständlicher erzählt werden soll. Die Fürsten der Vereinigten mißbilligten dies sehr, und gaben sich alle Mühe, Heinrichen Genugthuung zu verschaffen. Doch Heinrich hatte schon längst auf eine Gelegenheit gewartet, den Frieden zu brechen: begierig ergriff er daher diese. Er suchte die Reichsfürsten auf seine Seite zu bringen, und er

versprach sogar, Sachsen und Thüringen mit ihnen zu theilen, wenn sie ihm zur Eroberung beider Länder behülflich seyn würden. Zu dem Ende zog er ein starkes Heer zusammen, und benahm dadurch den Vereinigten allen Muth, daß sie sogar Buß- und Bettage anordneten. Jedoch rüsteten sie sich auch, und verabredeten, bei dem Dorfe Groß-Luppnitz, unweit Eisenach, zusammenzustoßen, um sich dem Kaiser, der seine Truppen bei Breitenbach zusammenzog, desto eher entgegenstellen zu können. Heinrich schlug sie aber bei Langensalza total, und Erzbischof Siegfried, dem diese Demüthigung der Thüringer einige Freude verursachte, that die Unglücklichen, unter welchen das Schwerdt schrecklich gewüthet hatte, noch obenein in den Bann. So weltlich und geistlich geschlagen, geriethen die Verbündeten in die traurigste Lage, wurden darüber unter einander selbst uneins, und bald hätten sie das Schwerdt gegen sich selbst gezogen, wenn es nicht noch einige sächsische Fürsten zeitig genug verhindert hätten. Diese Uneinigkeiten benahmen aber ihren Oberhäuptern den Muth ganz, und diese waren nun ernstlich auf Friedensvorschläge bedacht. Heinrich beschied die deshalb an ihn gesandten Abgeordneten nach Gerstungen an der Werra, wo sich gegen das Ende Oktobers 1075 sein Heer von neuem versammeln sollte.

Die Zeit erschien. Heinrichs Heer war bedeutend,

das der Vereinigten aber, welches bei Nordhausen stand, nicht stark genug, sich ihm entgegenstellen zu können. Sie nahmen daher aufs neue zu Friedensvorschlägen ihre Zuflucht. Kaum konnten sie es aber dahin bringen, daß sich Heinrich zur Anhörung derselben entschloß. Lange wollte keiner der Fürsten der kaiserlichen Partei das Geschäft des Unterhändlers übernehmen, um sich nicht den Haß der feindlichen Partei zuzuziehen, falls er für diese schief ablaufen sollte. Endlich aber entschlossen sich doch der Erzbischof Siegfried, die Bischöfe von Bamberg und Augsburg und der Herzog von Lothringen dazu. Sie begaben sich in das feindliche Lager, und legten hier den Oberhäuptern der Verbündeten die harte Bedingung vor, sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen, versprachen jedoch, Alles anzuwenden, daß ihnen nichts Unangenehmes widerfahren solle, ja sie machten sich endlich durch einen Eid verbindlich, für allen Nachtheil Bürge seyn zu wollen. Da es den Anführern an Zutrauen zu ihrem Muth und ihren Kräften fehlte, so — willigten sie ein.

Der stolze Heinrich, nun triumphirend über seine Feinde, ließ hierauf Alles zubereiten, um die Scene der Unterwerfung recht öffentlich und feierlich zu machen. Sie fiel am 9ten Junius bei dem eine Stunde von dem Schlosse Spatenberg entfernten Sondershäusischen Dorfe Spier vor. Heinrich saß unter freiem

Himmel auf einem Throne, an dessen beide Seiten sich sein Heer anschloß. In der Ferne harrten die Fürsten der Verbündeten voll banger Erwartung auf das Zeichen, welches sie vor den Thron führen sollte.

Aller Augen sahen dahin. Jetzt gab es Heinrich. Mit verdrießlicher Miene wandelten sie durch die langen Reihen, näherten sich dem Throne, fielen nieder, baten um Verzeihung, und Heinrich — lächelte ihnen hämisch entgegen. Von Beschämung und Aerger erfüllt, traten sie wieder ab, und glaubten in ihre Heimath zurückkehren zu können, als ihnen plötzliche Gefangenschaft angekündigt wurde. Sie waren getäuscht. Heinrich war ehr- und gewissenlos genug, sein kaiserliches Wort zu brechen, und dem eidlichen Versprechen der Mittelspersonen entgegenzuhandeln. Jeder der vereinigten Fürsten wurde einem besondern Reichsfürsten zur Verwahrung gegeben. Ihr Schicksal sollte, so hieß es, auf einem Reichstage entschieden werden. Doch dies war nur ein neues Mittel, die unglücklichen Fürsten zu täuschen; denn bald vertheilte man sie durch ganz Deutschland in verschiedene Schlösser als Gefangene.

Dies war das Ende eines Krieges, den die Unterdrückung deutscher Freiheit veranlaßt hatte. Thüringen befand sich am Ende desselben in der traurigsten Lage. Seiner Fürsten und Edeln beraubt, seufzte es nun unter den Bedrückungen der Schlösser. Mit der

unbarmherzigsten Grausamkeit wurden seine Bewohner zur Wiederaufbauung aller zerstörten angehalten. In kurzer Zeit stiegen jene der Freiheit so verhaßten Steinmassen aus ihren Trümmern wieder empor, worunter sich auch unser Schloß Spatenberg befand. Der Besitz der vorigen Schlösser war Heinrichen aber nicht genug, er vermehrte sie noch durch viele neue, und bald war in Thüringen kein Berg von einiger Bedeutung, dessen Gipfel nicht eine solche Burg getragen hätte. Alle waren mit starker Besatzung versehen, und nun durfte es kein Vaterlandsfreund wagen, den geringsten Freiheitsgedanken zu äußern. Aber Tyrannen, Bundesbrüchige, Volksunterdrücker, oder wie das Sprichwort sie nennt: strenge Herren, regieren nicht lange. Das traf auch hier ein. Einige Jahre nachher, als Heinrichs Macht ganz sank, als alle Fürsten Deutschlands sich gegen ihn verbanden, wurden seine Burgen wieder zerstört. Auch Spatenberg hatte dies Schicksal. Späterhin wurde es aber doch wieder, mithin zum dritten Male, aufgebauet; von wem? — weiß man nicht.

Im 12ten Jahrhundert kommt eine Familie von Spatenberg vor. Ob diese das Schloß besessen, oder sich nur davon schrieb, weil sie daselbst Burglehen hatte, läßt sich wegen Mangel an Nachrichten nicht bestimmen. Weiterhin findet man die Burg in den

Händen der Fürsten von Anhalt, denen auch ein Guth in dem bei Sondershausen gelegenen Dorfe Stockhausen gehörte. Beides, nebst noch andern Holzungen und Grundstücken, trat die Fürstin Mechtilde von Anhalt im Jahre 1263 an Graf Heinrich II. von Hohnstein gegen funfzig Mark Silber ab, welcher am 9ten April desselben Jahres zu Weißensee vom Landgrafen Albrecht von Thüringen damit beliehen wurde. Am Schlusse des 13ten Jahrhunderts wurde es in dem Kriege, den Friedrich und Tietzmann, Söhne Albrechts, Landgrafen von Thüringen, mit dem Kaiser Adolph von Nassau führten, zum dritten und letzten Male, und zwar durch die Kaiserlichen Truppen, zerstört.

Da die Grafen von Hohnstein das Schloß zur Herrschaft Sondershausen, welche ihnen gehörte, geschlagen hatten, so blieb es auch dabei, als diese Herrschaft, vermöge einer getroffenen Erbvereinigung, in der Mitte des 14ten Jahrhunderts an das gräfliche, nun fürstliche Haus Schwarzburg kam, wovon die Sondershäusische Linie auch jetzt noch im Besitze desselben ist.

Im Jahre 1637 ließ Graf Anton Heinrich von Schwarzburg den Schutt des Schlosses durchwühlen und untersuchen. Er war vielleicht ein Freund von Alterthümern, und glaubte hier welche auszugraben;

man nannte ihn aber damals einen Schatzgräber. Der Erfolg muß nicht entsprechend gewesen seyn, denn man weiß nichts davon.

* * *

Eigene Besichtigung der Stelle, worauf das Schloß Spatenberg stand; Galletti's Geschichte Thüringens, 2ter Band 1783; Müldeners Nachrichten von zerstörten Bergschlössern in Thüringen, 1752, und Olearii Thüringische Historie haben den Stoff zu vorstehender Erzählung geliefert. Eine Abbildung von Spatenberg kenne ich nicht.

XIII.

Lichtenberg.

Entstehend und verschwindend
und wiederkommend kreist,
durch Form und Zeit sich windend,
die Welt vor unserm Geist.

Tiedge.

XIII.

Lichtenberg.

In dem Theile der gefürsteten Grafschaft Henneberg, welcher Sachsen-Weimar gehört, und ein Stück des Fürstenthums Eisenach ist, liegt nordöstlich von dem Städtchen Ostheim vor der Rhön das alte Schloß Lichtenberg. Schon die Lage, die ganze Form, und die daraus ersichtliche Absicht dieses Bergschlosses, welches auf die Trümmern sehr vieler seiner Geschwister zurückblicken kann, lassen keinen Zweifel übrig, daß es aus solchen Zeiten herrühre, wo die Gerechtigkeitspflege noch in der Wiege lag, wo jeder sein Eigenthum selbst sichern mußte, so gut er konnte, und wo man den Besitz einer solchen Veste nicht um große Schätze vertauschte, weil man das Ansehen und die Größe eines Fürsten gewöhnlich nach der Zahl seiner Schlösser und Reisigen zu messen pflegte.

Man muß es beklagen, daß die Geschichte von diesem Bergschlosse nicht weiter als bis in das 12te Jahrhundert zurückführt, wo es den Wohnsitz der

Grafen von Henneberg ausmachte, und eine Nebenlinie derselben, im Jahr 1168, sich davon den Namen beilegte. Doch dürfte es wohl dem unter ihm gelegenen Städtchen Ostheim, dessen die Geschichte schon im 9ten Jahrhundert erwähnt, am Alter nichts nachgeben. Denn sehr häufig findet man es in der Geschichte der alten Burgen, daß sie nahe gelegenen Orten zum Schutz erbauet waren. Diesemnach könnte man wohl annehmen, daß Lichtenberg, so wie mehrere im Hennebergschen gelegene Schlösser, den sonstigen Gaugrafen des Grabfeldes, die hier zur Zeit der Gauverfassung als Kaiserliche Beamte das Gouvernement führten, sein Daseyn zu verdanken hat.

Vor Erfindung des Schießpulvers war Lichtenberg eine respektable Veste. Seine äußern Wallgräben, seine doppelten hohen Ringmauern, die darauf an allen Seiten befindlichen Blockhäuser, ein von gehauenen Steinen erbaueter Thurm, dessen Höhe über 200 Fuß beträgt, und dessen Mauern über 10 Fuß dick sind, ein anderer runder Thurm, auch von Quadern, von welchem man die ganze umliegende Gegend beherrschen kann, die Verbindung mit andern in der Nähe gelegenen und durchgängig korrespondirenden festen Schlössern, Henneberg, Hiltenberg, Huthsberg, Salzburg — alles dies gab Lichtenberg ein vorzügliches Ansehen, und gewährte volle Sicherheit. Daher kam es auch, daß benachbarte Adelige, die zu

schwach waren, Befehdungen zu widerstehen, bei den Besitzern solcher Burgen Schutz suchten, als Burgmänner (milites burgenses) bei ihnen antraten, und dadurch Mitvertheidiger solcher Schlösser wurden, bis in der Folge das Kriegswesen mehr System erhielt, und die reguläre Miliz an die Stelle der Burgleute trat. Dies war denn auch die Obliegenheit der ehemaligen Lichtenbergschen Burgmänner, aus welchen in der Folge die nachherigen Ganerben zu Ostheim entstanden sind.

Nach dem Uebergange des Schlosses an das Haus Henneberg mögen es die gräflichen Besitzer zuweilen bewohnt haben, denn sie baueten daselbst eine Kapelle, welche noch jetzt im innern Theile des Schlosses, auf der rechten Seite des Thores, zu sehen ist, aber zu verfallen beginnt. Ein Prediger scheint aber nicht dabei angestellt gewesen zu seyn, sondern der Frühmesser in Ostheim mußte jeden dritten Sonntag daselbst predigen, wofür er den Zehend von etlichen Grundstücken unter Lichtenberg genoß. Noch jetzt nennt man daher einen von Ostheim nach Lichtenberg, einen steilen Berg hinan führenden Pfad, den Pfaffenstieg.

Nachdem diese Bergveste durch die von Zeit zu Zeit, besonders unter Graf Georg I. von Henneberg, gemachten ansehnlichen Acquisitionen zu einem beträchtlichen Bezirk angewachsen war, wurde auch

dessen obrigkeitliche Administration mehr organisirt, und es bildete sich nun ein Amt Lichtenberg, dessen Justizbeamter oder Amtsschösser auf dem Schlosse Lichtenberg seine Wohnung hatte. Die erste Bestallung der Art lernt man aus einer Urkunde vom Jahr 1452 kennen, nach welcher Graf Georg I. dem Ritter, Melchior von der Thann, die Stelle eines Amtmanns zu Lichtenberg anvertrauet hatte, und ihm, nach der damaligen Staatsverfassung, neben der Justizpflege, auch die Vertheidigung des Schlosses und andere militärische Verrichtungen übertrug.

Bis gegen das Jahr 1680 blieb der Aufenthalt der Justizbeamten unverrückt auf dem Schlosse Lichtenberg, aber von dieser Zeit an kam das Amt nach Ostheim. Jetzt ist daher das sonst so zahlreich bewohnte Schloß nur noch die einsame, dem Rentbeamten, dem Thorwärter, und vier täglich abwechselnden Frohnwächtern bestimmte Wohnung, wo sich noch die herrschaftlichen Fruchtböden nebst einigen Gefängnissen befinden, und wo Eulen und Käuzchen nisten.

Im Jahre 1525 hatte dieses Schloß im Bauernkriege gleiches Schicksal mit seinen Geschwistern Henneberg, Hiltenberg und Huthsberg. Es wurde beinahe völlig zerstört, und nur die Mauern und zwei Thürme widerstanden durch ihre ganz außerordentliche Festigkeit der grenzenlosen Wuth eines fanati=

schen Pöbels. Statt daß jene drei Schlösser seit dieser Zeit in ihren Ruinen liegen geblieben, und die Spuren ihres Daseyns jetzt fast ganz verwischt sind, erhob sich Lichtenberg wieder aus seinen Trümmern, und mehrere Male wurden sogar wieder neue Befestigungen angelegt. Im Jahr 1672, wo der zwischen Frankreich und Deutschland entstandene Krieg den deutschen Fürsten Gefahr drohete, wurden die Ringmauern Lichtenbergs mit sechs neuen Blockhäusern befestigt, der äußere Wall ausgegraben, ein neues Außenwerk angelegt, das mit Eisen beschlagene Thor hergestellt, und sogar eine kleine Besatzung mit einem Officier in das Schloß gelegt. Die Zeit hat indessen auch diese Anlagen theils verwüstet, theils entbehrlich gemacht. Mit jedem Jahre werden die alten Gebäude, deren nur noch wenige übrig sind, baufälliger, und die äußern Ringmauern, ohne welche die Sicherheit des Schlosses nicht bestehen kann, drohen den Einsturz; sogar an dem kolossalischen Thurme, dem ältesten Monumente der Gegend, der in vielen alten Urkunden „der große Thurm“ genannt wird, sind mehrere Sprünge sichtbar, welche für die Zukunft Gefahr fürchten lassen.

Was die Lage und Form des Lichtenberger Schlosses anlangt, so zeichnet sich erstere durch ihr romantisches, und letztere durch ihr ehrwürdiges Ansehen, welches ihr hohes Alter sehr deutlich bezeichnet, aus.

Von allen Seiten ist es mit Laubholz bis an den Wall umringt. Der Berg, worauf es steht, und der fast ringsumher sehr steil abfällt, besteht aus Kalkfelsen und röthlichem Mergel. Zwei schlangenförmig um die Hälfte des Berges sich hinauf windende Wege dienen dazu, die Zinsfrüchte und Bedürfnisse, unter der größten Anstrengung des Zugviehes, hinauf zu schaffen. Auf der mittägigen Seite liegt vor dem Schlosse ein kleines Gebüsch, das Gesträup genannt, in welchem bei vorkommenden Lichtenberger Centfällen, auf einem freien Platze bei einer großen Linde, das Hochgericht gehalten wird. Dieses Gehölz ist ein steter Aufenthalt von Nachtigallen, und ein sehr angenehmer Spatziergang im Frühjahr.

Noch jetzt ist das Schloß mit zwei hohen Ringmauern umgeben, und mit einem mit Eisen beschlagenen Thore versehen, das beständig verschlossen gehalten, und von vier, täglich abwechselnden, Frohnwächtern bewacht wird. Die Aussicht von den zwei Thürmen ist überaus schön und mahlerisch. Gegen Mittag kann man mit Fernröhren die zehn Meilen weiten Anhöhen bei Würzburg erkennen. Gegen Morgen erscheint die, sieben Meilen entfernte, Festung Koburg bei der Stadt gleiches Namens, und gegen Mitternacht erblickt man am äußersten Horizont den Thüringer Wald mit seinem hohen Inselsberge.

Auch in der Nähe stellen sich dem Auge die schönsten Gegenstände dar. Nahe und entfernte Wiesengründe, Waldungen jeder Art, mit Fluren abwechselnd, Flüßchen, große, Wäldern ähnliche Obstplantagen: alles dieses bildet die schönste, mit tausend Veränderungen und unbeschreiblichen Nüancen versehene Landschaft. Nur gegen Abend beschränkt das, von Mittag nach Mitternacht hin, sieben Stunden lang ausgedehnte hohe Rhöngebirge die Aussicht in die Ferne.

Eine der größten Unbequemlichkeiten, welche die Bewohner dieses hohen Bergschlosses haben, ist die, daß alles Wasser mit unsäglicher Mühe und Kosten hinauf gebracht werden muß. Sonst findet man auf Schlössern der Art immer Brunnen; hier aber nicht; auch nicht die Spur von einem vordem dagewesenen. Eine Bemerkung anderer Art dringt sich dem Beobachter bei Betrachtung des großen Thurms auf. Man erblickt nämlich an demselben eine ganz ungeheuere Masse von gehauenen Sandsteinen, von welchen Millionen Centner auf einander gethürmt sind. Gleichwohl ist in der ganzen Gegend und in einem weiten Umkreise kein Sandsteinbruch zu finden. Diese sonderbare Erscheinung hat ohne Zweifel zu der lustigen Sage Gelegenheit gegeben, daß die Materialien zu diesem Thurme von Fulda nach Lichtenberg geschafft worden wären, und da deren Transport in Einem Zuge geschehen, so

sei der letzte Wagen zu dem Fuldaschen Thore heraus gefahren, als der erste schon auf dem Schlosse Lichtenberg angelangt gewesen.

* * *

Der schätzbaren historisch-statistischen Beschreibung der gefürsteten Grafschaft Henneberg, von v. Schultes, 2ter Band. Hildburghausen 1804. 4. verdanke ich vorstehende Nachrichten. Vor diesem Bande befindet sich auch, als Vignette, eine Abbildung des Schlosses Lichtenberg.

XIV.

Troßky.

Ich habe die alten Völker und ihre Werke gesucht, und ich habe blos die Spuren davon gesehen, so wie sie der Fußtritt des Wanderers auf dem Sande zurückläßt.

Volney.

XIV.

Troßky.

Wer die Ruinen der böhmischen Burg Troßky zum ersten Male erblickt, wird schwerlich sogleich entscheiden können, ob er sie für ein Spiel der Natur, oder für ein Werk menschlicher Kraft halten soll. Erst bei einer nähern und längern Besichtigung wird er finden, daß sich Natur und Kunst hier vereinigten, und eingestehen müssen, daß eine zweite Burg von ähnlicher sonderbarer Struktur in Deutschland schwerlich noch aufzufinden seyn möchte.

Ihrer Eigenthümlichkeit halber ziert eine Abbildung davon das Titelblatt dieses Buchs, welche sie dem Leser sehr deutlich darstellt. Zwei nicht weit von einander stehende, in ihrer Basis fast zusammenlaufende, steile, konische Felsen, tragen auf ihren Gipfeln zwei Citadellen. Durch eine Doppelmauer waren die Felsen in der Mitte vereinigt. Diese Mauer ist noch jetzt überall sieben Fuß dick, und fünf auch sechs Klafter hoch. In dem freien Platze, den sie

umgeben, kann ein vierspänniger Wagen recht gemächlich herumfahren. Das Hauptgebäude stand auf der Nordseite, wo man noch ziemlich hohe Mauern mit Thoren und Fenstern findet. Auch war auf dieser Seite die Haupteinfahrt.

Von den beiden Felsen ist der eine um ein Drittel höher als der andere. Der höhere heißt Panna oder die Jungfrau, der kleinere Baba oder die alte Mutter. Auf dem Gipfel eines jeden stand ein Gebäude, das als Warte und Citadelle diente, und die Stelle der sonst üblichen Thürme der Burgen vertrat. Sie waren von gebrannten Ziegelsteinen, viereckig erbauet, und jedes enthielt vier geräumige Gemächer. Jetzt kann man das höher liegende gar nicht, und das niedrigere nur mit Lebensgefahr erklimmen. Die Höhe der Felsen ist beträchtlich. Man kann von ihnen bis in die Gegend von Prag, das eilf Meilen davon entfernt liegt, sehen, überhaupt die ganze umliegende Gegend mit ununterbrochenem Blick beherrschen.

Spuren von Schanzen, die auf der Nordseite angebracht waren, den Eingang zu decken, kann man noch sehen. Auch findet sich am Fuße des Berges ein geheimer unterirdischer Gang, den man noch auf dreihundert Schritte lang verfolgen kann. Ohne Zweifel führte er aus dem Schlosse, um sich daraus zu retten, oder Ausfälle zu thun. Am Fuße des Berges gegen Süden liegt das Dorf Troßkowitz, wahrscheinlich von

dem verfallenen Schlosse so genannt, wovon auf der Abbildung noch einige Häuser zu sehen sind. Es gehört zu der gräflich Waldsteinschen Herrschaft Groß-Skall.

Wer den genialen Gedanken zuerst faßte, diese beiden Felsenkegel zu einem solchen kühnen Bau zu benutzen, und zu welcher Zeit dies geschah, ist nicht mehr zu ergründen. Wahrscheinlich aber war es einer der Herren Berka von Dub und Leipa, der es entweder gegen das Ende des vierzehnten oder zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts erbaute, denn um das Jahr 1420 findet man bei mehrern böhmischen Chronikenschreibern einen Otto Berka von Trosk auf Chlumecz erwähnt. Zizka, dieser einäugige, furchtbare Feldherr der Hussiten in Böhmen, der so viele Siege gegen die Katholiken erfocht, belagerte auch Troßky im Jahr 1424. Er mußte aber ohne Erfolg und mit Verlust vieler Menschen davon abziehen. Daher bekam wahrscheinlich das eine der Kastelle den Beinamen Jungfrau, weil es, diesem berühmten Helden zum Trotz, Jungfrau, oder unerobert blieb. Glücklicher war Georg von Podiebrad, vier und vierzig Jahr später. Damals befand sich Troßky im Besitz Wilhelms Zapicz von Hasenburg. Er war einer von denjenigen böhmischen Baronen, die es mit dem König Mathias von Ungarn gehalten hatten. Georg war dies nicht, und nachdem er ihn sammt dem König zum Frieden

genöthigt hatte, wandte er seine Waffen gegen die Besitzungen seiner Feinde. Troßky wurde belagert, erobert und zerstört. Doch kehrte es bald wieder in den Besitz der Familie Hasenburg zurück, denn Wilhelm unterwarf sich König Georgs Zepter. Troßky scheint darauf auch wieder, wenn schon nicht zur festen Burg, doch zum bewohnbaren Schlosse hergestellt worden zu seyn, denn 1493 entrichtete Agnes, verwittwete Sternberg, geb. v. Hasenburg, ihrem Vater und ihren Brüdern eine gewisse Summe, unter der Bedingung, daß sie dafür Lebenslang den Genuß des Schlosses Troßky haben dürfe.

Von hier an verschwindet aber diese Burg in der beglaubten Geschichte; und nur durch Tradition ist noch folgende Volkssage auf uns gekommen: Troßky gehörte einst zwei Schwestern, Fräulein oder Wittwen ist unbekannt. Jede bewohnte eine von den Burgwarten; und da die eine Schwester der katholischen, die andere aber der hussitischen Lehre zugethan war, so haßten sie sich so echt schwesterlich, daß sie, wenn sie einander gegenüber zum Fenster heraussahen, sich wacker ausschimpften, zankten, ungeheuchelte Beweise ihres Hasses einander zukreischten, und durch geballte Fäuste rein aussprechen ließen. Beide erbauten auch im Dorfe Troßkowitz Kirchen, die in gleicher Entfernung, wie die Burgwarten, von einander standen, und wo jede nach ihrer Religion Gottesdienst

halten ließ. Beglaubte Gründe hat dieses Geschichtchen nicht für sich, doch auch nichts Unmögliches. Wenigstens sind jetzt zwei Kapellen in angegebener Entfernung noch da. Auch nimmt sich das Bild jener freund-schwesterlichen Unterhaltung bei einer nur geringen Einbildungskraft so drollicht aus, daß es fast Schade wäre, sich mühsam nach Gegenbeweisen davon umzusehen.

Die Herrschaft Groß-Skall, zu welcher Troßky längst gehörte und noch gehört, kam abwechselnd an die Familie Waldstein, dann an die Boskowitz, dann an die Smiwzizky. Die letztere verlor nach der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, ihre zahlreichen Güter und auch Troßky. Albrecht von Wallenstein, nachheriger Herzog von Friedland, erkaufte sie hierauf von der kaiserlichen Kammer, und seine Nachkommen sind noch jetzt im Besitz derselben.

* * *

Aus den historisch-malerischen Darstellungen aus Böhmen, von A. G. Meißner, Prag 1798. Querfol. S. 248, sind diese Nachrichten von Troßky genommen. Daselbst befindet sich auch eine illuminirte Abbildung davon, welche die Titelvignette zu diesem ersten Bande verkleinert darstellt.

XV.

Harzburg.

O der Wandlung! Graun und Nacht umdüstern
nun den Schauplatz jener Herrlichkeit;
schwermuthsvolle Abendwinde flüstern,
wo die Starken sich des Mahls gefreut.
Disteln wanken einsam auf der Stäte,
wo um Schild und Speer der Knabe flehte,
wenn der Kriegstrommete Ruf erklang,
und auf's Kampfroß sich der Vater schwang.

Matthißon.

XV.

Harzburg.

Hin und wieder ein Stück Mauer, welches, von Gesträuch verborgen, kaum herauszufinden ist, und ein halb verschütteter Brunnen, das ist Alles, was man noch von der so historisch-merkwürdigen als prächtigen Harzburg sieht. Da ist keine Spur mehr von den stolzen Pallästen einer üppigen Kaiservilla oder dem prachtvollen Dom, der einst hier stand, zu finden. Hohe Buchen sind aus ihrer Asche hervorgesproßt; ihr dichtes Laubdach überschirmt die wenigen Reste und schützt sie einigermaßen noch gegen die zerstörenden Elemente. Nur ein einziger Platz des Berges ist unbewachsen, dessen sich die Jugend aus den umliegenden Dörfern zum Sammelplatz ländlicher Freuden bedient. Vielleicht ist es derselbe, wo einst vor Krodo's Bilde seine Verehrer sich beugten, und ihm ihre Erstgebornen opferten.

Die Aussicht von dem hohen Berge, der die Ruinen trägt, ist sehr angenehm. Dicht im Rücken hat man die Harzgebirge, vor sich eine unbeschränkte

Aussicht ins flache Land, das mit freundlichen Dörfern, mit schönen prangenden Klöstern überstreuet ist. Die Dörfer Harzburg und Bündheim ziehen sich vom Fuße des Berges tief ins Land, und bilden eine lange Reihe reinlicher Häuser, von grünen Wiesen umgeben. Die Radau schlängelt sich meandrisch auf diesen grünen Teppichen hin, und liefert den an ihren Ufern stets geschäftigen Bleicherinnen das reinste Wasser zum Netzen. Im Hintergrunde der großen Landschaft sieht man bei heiterm Himmel Wolfenbüttel und Braunschweig.

Das Schloß Harzburg, an der mitternächtlichen Seite des Harzgebirges, zwischen den Städten Goslar und Wernigerode gelegen, hat vielerlei Herren und mancherlei Schicksale gehabt. Es wurde zu drei verschiedenen Malen aufgebaut und eben so oft wieder niedergerissen, öfter noch belagert. Es war Götzentempel, Festung, Raubschloß und Wallfahrtsort.

Die erste Veranlassung zur Erbauung eines festen Schlosses auf diesem Berge, so wie die Zeit derselben, lassen sich nicht genau angeben. Sie verlieren sich im Nebel des Alterthums. Vor Karls des Großen Zeiten standen aber hier schon Gebäude, worin der Götze Krodo verehrt wurde. Die Existenz dieses Götzen ist nun zwar neuerlich gewaltig angefochten, und der alte Krodo ganz aus der Reihe der Dinge hinweg demon-

strirt worden; *) allein ich will thun, als existire dieser historische Skepticismus noch nicht, und will meinen Lesern erzählen, was sich vom Krodo erzählen läßt.

Krodo war eine der obersten Gottheiten der heidnischen Sachsen, und besonders der Harzbewohner. Sie nannten ihn de Grote, da sie ihn für den Vater der Menschen hielten. Er hatte die Gestalt eines Mannes mit magerm Gesichte, langem Barte und entblößtem Haupte, der mit nackten Füßen auf dem stachlichten Rücken eines Barsches stand, in der rechten Hand einen Wassereimer voll Blumen, Obst und Früchte, in der Linken ein Rad hielt, und mit einem langen Rocke, den eine weiße leinene Binde um den Leib festhielt, bekleidet war. Auf der Harzburg stand er. Hier wurde er verehrt, und die Opfer, welche man ihm brachte, waren — erstgeborne Kinder. Die unschuldigen Schlachtopfer wurden auf die Haken, die sich am Altar befanden, befestigt, und hauchten hier das kaum begonnene Leben auf eine schmähliche Art wieder aus. Dieser Altar ist noch vorhanden. Bis zum Jahr 1807 stand er im hohen Münster zu Goslar, und diese alte Reichsstadt war stolz auf den Besitz dieses sehr merkwürdigen Alterthumsstücks, das ihm noch aus den Zeiten, wo die Kaiser Deutschlands oft

*) Nachträge zu Sulzers Theorie der schönen Künste, Bd. 7. S. 59.

zu Goslar residirten, übrig geblieben war. Im Jahr 1807 aber wurde er leider nach Paris abgeführt. Seine Form ist ein längliches Viereck, 3 Fuß 2 Zoll lang, $2\frac{1}{2}$ Fuß breit und 2 Fuß 7 Zoll hoch. Er wird von vier metallenen Götzenfiguren getragen, ist inwendig hohl und auf den Seiten durchbrochen. Oben darauf liegt eine Marmorplatte, in welche ein Kreuz eingehauen ist: ein Zeichen, daß der Altar bei der Einführung des Christenthums zum christlichen Gebrauche eingeweiht wurde. Man hat, wie gesagt, seine Echtheit sehr in Zweifel gezogen, was freilich schon daraus folgt, wenn man den Krodo selbst für eine Chimäre hält. Indessen bleibt er immer ein sehr ehrwürdiger Ueberrest des Alterthums, der vielleicht von ungleich höherm Alter ist, als er der Sage nach seyn könnte. Der Götze selbst existirt nicht mehr. Als Karl der Große die heidnischen Sachsen mit Feuer und Schwerdt bekehrte, sie auf diese barbarische Art Christen zu seyn zwang, zerstörte er in heiligem Eifer alle ihre Götzenbilder. Dies Schicksal hatte im Jahr 780 auch Krodo, den er nur den g r o t e n D ü b e l nannte. Er ließ ihn ganz zermalmen, und seine Verehrer mußten sich von ihm losschwören. An die Stelle des Götzentempels erbaute er eine Kapelle: eine Gewohnheit, welche in der Folge, ganz dem Geiste jenes Zeitalters gemäß, Veranlassung zum Entstehen manches Klosters

und Stiftes wurde, und es auch hier war. Kaiser Konrad I. verlegte sie, so lautet die Sage, im Jahr 916 in das am Fuße des Berges gelegene Dörfchen Schulmirode, erhob sie zu einer Stiftskirche, und weihte sie dem heiligen Mathias. Kaiser Heinrich III. vereinigte sie aber 1039 mit dem von ihm in Goslar erbauten Dom. Bis dahin hatte also noch kein Schloß oder eine feste Burg auf der Stelle der jetzigen Ruinen gestanden. Heinrich IV. baute im Jahr 1068 die erste dahin, und, wie man aus der Pracht der Gebäude, aus der schönen Kirche und sonstigen Umständen schließen kann, so war sie eine seiner Lieblingsburgen. Auch hielt er sich oft daselbst, oder in ihrer Nähe, zu Goslar, auf.

Ich habe oben bei der Geschichte des Schlosses Spatenberg erzählt, in welche ernsthafte Fehden Kaiser Heinrich IV. mit den Thüringern und Sachsen verwickelt war. Mit der Geschichte dieser Fehden steht ein Theil der Schicksale der Harzburg in genauer Verbindung. Um jedoch Wiederholungen zu vermeiden, werde ich nur hier mit Hinweisung auf jene erzählen. Als im Jahr 1072 die verbündeten Thüringer und Sachsen mit einer Macht von 60000 Mann nach Goslar rückten, Heinrichen, der sich da aufhielt, zu bewegen, daß er seine Bergschlösser niederreißen, und sie in ihrer Freiheit ungekränkt lassen möchte, floh

Heinrich auf die Harzburg. Die Verbündeten folgten ihm. Sie belagerten das Schloß, und ob er ihnen schon Friedensvorschläge thun ließ, so trauten sie doch seinen Worten nicht, und schlossen es vielmehr immer enger ein. Heinrich hielt sich hier nicht mehr sicher, und entfloh durch einen *geheimen Gang*, von den Bischöfen von Zeitz und Osnabrück und dem Herzoge von Kärnthen begleitet. Als die Belagerer dies erfuhren, und die Harzburg nicht zu erobern vermochten, zogen sie wieder ab, ließen aber ihre Wuth an andern nahgelegenen, weniger festen Schlössern Heinrichs aus.

Heinrich, der wohl einsah, daß er nichts gegen die aufgebrachten Thüringer auszurichten, kein Heer zusammenzubringen vermochte, womit er sie zum Gehorsam hätte zwingen können; der da sah, daß die Zahl der Unzufriedenen wie eine Schneelavine wuchs und immer mächtiger wurde, schlug endlich, wiewol höchst ungern, vor, Frieden zu machen. Goslar bestimmte er zum Kongreßort, und um zu zeigen, daß es ihm damit ein Ernst sei, ertheilte er den Seinigen den Befehl, dir Bergschlösser zu räumen. Namentlich erging ein solcher Befehl an die Besatzung der Harzburg. Diese aber weigerte sich. Sie bestand aus lauter Edelleuten, welche sich durch viele Räubereien bereichert, und dies Handwerk aufzugeben keine Lust hatten. Heinrich, dem die Harzburg sehr am

Herzen lag, war mit dieser Widersetzlichkeit gar nicht unzufrieden, und, durch den Muth der adeligen Räuber angefeuert, schob er die Demolirung der Schlösser von neuem auf, schrieb aber zugleich einen förmlichen Reichstag nach Goslar aus. Die Verbündeten waren dies zufrieden; da sie aber Heinrichs Absichten, nur Zeit zu gewinnen, merkten, so lagerten sie sich nicht weit von Goslar mit einem ansehnlichen Heere. Heinrich willigte nun zwar in die Niederreißung seiner Schlösser; allein die Harzburg, die ihm gar zu theuer war, suchte er immer noch zu retten. Er wagte zu dem Ende den letzten Versuch, indem er behauptete, die Harzburg sei nicht zu seiner, sondern zur allgemeinen Sicherheit des Reichs von ihm erbaut worden. Es sei daher sehr billig, erst die Meinung der übrigen Fürsten zu hören, ob diese auch mit der Schleifung derselben zufrieden wären. Die Verbündeten wollten hiervon gar nichts wissen. Sie drangen auf eine kategorische Erklärung, rückten näher auf Goslar los, und da Heinrich immer noch damit zögerte, so drangen sie in seinen Pallast ein. In dieser abermaligen persönlichen Gefahr willigte er endlich ein, machte jedoch die Bedingung, daß die Verbündeten ihre erbauten und eroberten Schlösser ebenfalls niederreissen sollten. Dies ward versprochen und auch gehalten. Heinrich hatte aber nicht sobald wieder etwas Luft, als er sich, sein Versprechen zu erfüllen, von neuem

weigerte. Gar zu gern wollte er seine Harzburg, und besonders den schönen Dom, von dem Schicksale der Zerstörung retten; allein diese Unbeständigkeit, dieses stete Hin- und Herschwanken zwischen Versprechen und Erfüllen empörte die Sachsen, und besonders die von der Harzburg gedrangsalten umliegenden Einwohner. Mit Wuth erstürmten sie das Schloß, erwürgten die Besatzung, rissen Kirche, Häuser, Thürme und Mauern, Alles bis auf den Grund nieder, schonten selbst die Domkirche nicht, und zertrümmerten selbst Altäre, Reliquien und Kirchengeräthe. Ja ihre Erbitterung ging so weit, daß sie die königliche Gruft erbrachen, die Leichname eines Bruders und eines Kindes Heinrichs hervorwühlten, und auf das schändlichste mißhandelten. Heinrich konnte diesen Anblick nicht ertragen. Er verließ Sachsen voll Schmerz und Rache, und klagte es dem Papste, wie sehr sich die Sachsen an den Heiligthümern der Harzburg versündigt hätten.

Dies war das traurige Ende des ersten Schlosses Harzburg, zu dessen gänzlicher Zerstörung selbst die Thüringischen anti-kaiserlich gesinnten Fürsten unwillig die Köpfe schüttelten. Sie wollten den Dom geschont, und die kaiserliche Gruft als ein Heiligthum behandelt wissen; allein die Wuth des Pöbels kannte keine Grenzen.

Nicht lange aber blieb Harzburg in seinen Ruinen

liegen, denn Heinrich, der zu sehr gekränkt war, verlangte Genugthuung. Er hatte sich daher kaum wieder mit seinen Leuten gesammelt, als er den Sachsen von neuem den Krieg ankündigte. Jetzt war er Sieger, und nun stiegen alle Schlösser wieder aus den Ruinen hervor. Auch auf dem Gipfel des Burgberges — so hieß der Berg — stand im Jahr 1075 ein neues Schloß Harzburg.

Im Jahr 1157 schenkte es Kaiser Friedrich II., nebst andern Schlössern und Besitzungen am Harze, an Heinrich den Löwen. Als dieser aber siebzehn Jahr später Friedrichen einen Zug gegen die Longobarden mitzumachen abschlug, so bewirkte Friedrich die Reichsacht wider ihn, überzog ihn mit Krieg, und nahm ihm alle jene Geschenke, mit Einschluß der Harzburg, wieder ab.

Seit der Zeit hielten sich die deutschen Kaiser oft auf der Harzburg auf. Otto IV. lebte hier einige Jahre in stiller Einsamkeit, und starb auch daselbst 1218. Von dieser Zeit an wanderte sie aus einer Hand in die andere; denn 1284 kam sie wieder in Braunschweigsche Hände, und zwar an den jüngsten Sohn Herzog Alberts des Großen, Wilhelm. Im Jahr 1370 besaßen sie die Grafen von Wernigerode, wo es jedoch nicht bekannt geworden ist, wie sie dazu gelangten. Ihnen entriß sie Herzog Otto der Quade wieder. Die Grafen hatten nämlich unter ihren Leu-

ten einen treulosen Menschen, einen Reitknecht, wie er genannt wird. Dieser verrieth dem Herzog die schwächste Seite der Harzburg, so daß sie, ohne große Mühe, in Einer Nacht besetzt und eingenommen wurde. Als er Tages darauf einige Wagen mit Lebensmitteln hinaufschaffen lassen wollte, so mengte sich der Bischof von Hildesheim in die Sache, und ließ die Wagen nicht passiren. Otto rächte sich dafür so an ihm, daß er in der darauf folgenden Nacht ins Hildesheimische einfiel, und die Stadt Alfeld wegnahm, welche der Bischof auch nicht eher wieder erhielt, bis er auf seine Kosten die Harzburg mit allen Lebensmitteln reichlich versehen hatte.

Ungefähr ein Jahr darauf kam die Harzburg schon wieder in andere Hände. Herzog Otto hatte nämlich einen Streifzug in die Mark Brandenburg gemacht, und wollte auf dem Rückwege in einem Dorfe unweit dem Schlosse Liebenburg im Hildesheimischen übernachten. Dies erfuhr der Besitzer des Schlosses zu Liebenburg, Hans von Schwichelt, nicht so bald, als er sich zum Herzog begab, ihn einladete, mit seinem Gefolge auf Liebenburg zu übernachten, und, da es eben Martinstag sei, eine Martinsgans bei ihm zu verzehren. Otto nahm dies Anerbieten an, und feierte auf diesem Schlosse den Martinsabend recht solenn mit. Als er nun den andern Morgen seinen freundlichen Wirth fragte, was er für seine Zeche

schuldig sei, dieser aber sich sehr geehrt und hinreichend belohnt durch den Besuch Otto's schätzte, so schenkte ihm Otto für seine Gastfreundschaft die Harzburg erb- und eigenthümlich. Es war dies allerdings eine mehr als fürstliche Belohnung für eine Gans und für ein Nachtquartier; wenn man aber erwägt, daß in damaligen Zeiten der Besitz mehrerer Schlösser im Grunde mehr lästig als von Nutzen war, so konnte Otto freilich keine bessere Gelegenheit finden, sie wieder an Mann zu bringen.

Die Brüder, Konrad, Brandanus und Heinrich von Schwichelt, waren sehr reiche Edelleute, und im Hildesheimischen die begütersten. Dessenungeachtet trieben sie das Räuber- und Plünderhandwerk sehr stark, und gehörten daher mit zu der damals sehr großen Horde der adeligen Buschklepper, welche Straßen und Wege höchst unsicher machten. Unter andern raubten sie auch einmal im Jahr 1411 eine Heerde Kühe vor Hakeborn im Magdeburgschen. Der Graf Kurt von Egoln und Otto von Warberg jagten den Räubern nach, ihnen die Beute wieder abzunehmen; allein sie waren nicht so glücklich, dies zu bewerkstelligen, im Gegentheil büßte der Letztere sein Leben ein, da ihn die von Schwichelt bei Dornburg erschlugen. Diesen Mord suchten der Bischof Günther von Magdeburg, der Bischof Albert von Halberstadt, und die Herzöge Bernhard und Heinrich von Braunschweig zu

rächen. Sie belagerten zu dem Ende die Harzburg, und die von den von Schwichelt bedrängten und beraubten Magdeburger, Halberstädter und Goslarienser gesellten sich dazu, die Buben mit züchtigen zu helfen. Ja diese Letztern baueten sogar auf dem Petersilienberge, dicht bei der Harzburg, eine Burg auf, um ihnen die Zufuhr an Lebensmitteln abzuschneiden, und nannten sie Steuerburg.

Die Harzburg war nun zwar fest, sehr fest, und nur durch das Aushungern hätte allenfalls eine Uebergabe bewirkt werden können; allein die Belagerten hielten es doch für rathsamer, sich in Friedensunterhandlungen einzulassen. Sie thaten daher den Vorschlag, daß, wenn man die Belagerung aufheben werde, sie auf der Stelle, wo Otto von Warberg geblieben sei, eine Kapelle erbauen, auch die umliegende Gegend fernerhin nicht mehr mit ihren Streifzügen beunruhigen wollten. Da nun die Belagerung schon vier Wochen gedauert hatte, und der herannahende Winter das Kampiren im Felde erschwerte, so wurden diese Vorschläge angenommen; die Herren zogen ab, und nur eine Besatzung blieb in der Steuerburg zurück. So wie sich aber die von Schwichelt wieder frei sahen, vergaßen sie auch ihr Versprechen. Sie dachten an nichts weniger, als die Kapelle bei Dornburg zu erbauen, sondern nur auf Rache an ihren Feinden. Sie plünderten und raubten daher den fol-

genden Winter nach wie vor, und trieben, besonders der Stadt Goslar, alle Viehheerden weg, um sich, im Fall es zu einer neuen Belagerung kommen sollte, recht gut verproviantirt zu haben. Dazu kam es auch wirklich. Gegen Ostern 1412 rückten dieselben Bischöfe und Fürsten, vereint und mit verstärkter Macht, wieder vor die Harzburg, bestürmten sie gewaltig, beschossen sie auch mit grobem Geschütz; allein ohne Erfolg. Endlich baueten sie auf dem der Harzburg gegenüberliegenden Berge eine zweite Burg, und nannten sie Altenah, wahrscheinlich aus demselben Grunde, aus welchem Altona bei Hamburg seinen Namen erhielt, nämlich der Nähe wegen. Als diese stand, wurde die Harzburg von hier, und von der Steuerburg aus beschossen, und die Thürme, Häuser und alle Gebäude sehr beschädigt. Da krochen die Herren von Schwichelt zu Kreuze. Sie übergaben die Harzburg, indem sie die völlige Eroberung nicht abwarten wollten, versprachen von neuem, jene Kapelle bei Dornburg zu erbauen, auch die umliegenden Gegenden nicht weiter zu drücken und zu verheeren, und erhielten dann freien Abzug. Die Harzburg wurde nun gänzlich geschleift, wobei die Goslarienser sich am thätigsten bezeigten.

Zum zweiten Male war nun das Schloß gänzlich demolirt worden, aber noch nicht zum letzten Male. Es schien zum Raubnest und zur Zuchtruthe der gan-

zen Gegend bestimmt zu seyn, immer neue Besitzer haben, belagert, eingenommen, niedergerissen werden, und aus seinen Ruinen wieder hervorgehen zu sollen. Wer es nach dieser zweiten Einnahme wieder aufbauete, ist unbekannt, so wie auch das Jahr, wann es geschah. Allein, es scheint nicht lange in den Ruinen gelegen zu haben, denn schon 1438 findet man, daß ein gewisser Hartwig von Ulze das neu erbauete Schloß mit List erstieg und einnahm. Vorher hatten schon Räuber darauf gehaus't, und nun kam wieder einer dahin; denn er setzte dieses Handwerk fort, plünderte in der Nachbarschaft Alles aus, raubte dem Landmann das Vieh, und trieb es in seine Burg. Herzog Heinrich III. von der Braunschweig-Lüneburg-Grubenhagenschen Linie vernahm aber nicht sobald dieses Unwesen, als er davor rückte, sie eroberte, und mit eigner Mannschaft besetzte. Als aber im Jahr 1486 der Bischof Berthold von Hildesheim mit der Stadt Hildesheim in Stretigkeiten gerieth, welche in Krieg übergingen, mehrere Städte, auch Goslar, der Stadt Hildesheim beistanden, und der Herzog Wilhelm der jüngere von Braunschweig dem Bischof überhalf, so fiel es den Goslariensern ein, sich deshalb am Herzoge auf die Art zu rächen, daß sie während jenes Krieges die Harzburg berennten, einnahmen, und die Besatzung mit sich nach Goslar führten. Diesen Spaß mußten sie aber theuer bezah-

len; denn Heinrich rückte mit 400 Reitern vor Goslar, nahm 450 Einwohner als Geißeln mit, und lieferte diese nicht eher wieder aus, als bis sie die Summe von 12000 Gulden erlegt hatten.

Im dreißigjährigen Kriege diente die Harzburg verschiedenen Parteien zum Aufenthalte. So lag 1626 der dänische Hauptmann von Wildenstein darin, und stellte, von da aus datirt, der Bergstadt Altenau auf dem Harze unterm 15ten Mai eine Sauvegarde aus. Im Jahre 1654 wurde die Harzburg zum dritten und letzten Male niedergerissen, und zwar auf folgende Veranlassung: Schon seit vielen Jahren stand auf dem Altar der Kirche auf der Harzburg ein Marienbild, das der Ruf wunderthätig gemacht hatte. Es heilte Krankheiten und Gebrechen, machte sehend, hörend, gehend und dergleichen mehr. Das Volk aus der Nähe und aus der Ferne besuchte es häufig, und die Kirche, so wie der Pförtner, standen sich nicht schlecht dabei; denn ersterer mußte nach vollbrachtem Gebete vor dem Bilde etwas Geld geopfert, auch mußte das schadhafte und gebrechliche Glied des Leibes in Wachs geformt, und Letzterm für die Entree ein Douceur in die Hand gedrückt werden. Was Wunder, daß man den gemeinen Mann in seinem Glauben bestärkte, Alles that, das Wunderding in Ansehen zu erhalten, und vorgab, daß das am Saume des Kleides befindliche Bild des Abgottes Krodo

diese heilende Kraft besitze. Allein, es fand sich bald ein zweiter Karl der Große, ein zweiter Zerstörer der Abgötterei, nämlich Herzog August von Braunschweig. Er ließ 1654 dieses Marienbild wegnehmen, die geopferten wächsernen Beine, Nasen, Ohren, Köpfe, Hände, und wer weiß was noch für Glieder, zusammen verbrennen, und, um dem Spuk für immer das Garaus zu machen, die Harzburg gänzlich demoliren und der Erde gleich machen. Seit dieser Zeit hat nie wieder hier eine Burg gestanden, und die Ruinen, welche wir noch jetzt sehen, sind daher die des dritten, vor nunmehr anderthalb hundert Jahren zerstörten Schlosses.

* * *

Müllers Streifereien in den Harz, 1ster Bd. — Galletti's Thüringische Geschichte. — v. Rohr's Merkwürdigkeiten des Vor- und Unterharzes. — Honemanns Alterthümer des Harzes. — Eigene Bekanntschaft mit dem Lokale.

In Merians Topographie findet man eine Abbildung der Harzburger Ruinen, die aber, da sie damals schon unbedeutend waren, wenigen Werth hat.

XVI.

Berneck.

Das Irdische vollendet seinen Lauf;
es richtet an den wüsten Trümmern
der eingesunknen Zeit die Ewigkeit sich auf.

Tiedge.

XVI.

Berneck.

Im Fürstenthum Baireuth, an der Straße von Baireuth nach Hof, liegt zwischen Bergen des Fichtelgebirges das kleine Städtchen Berneck eingezwängt. Wild und romantisch ist seine Umgebung, und den Bewohner des flachen Landes überfällt eine heimliche Furcht, wenn er an den Felsenwänden vorübergeht, die, seiner Meinung nach, jeden Augenblick einstürzen müssen. Ungemein erhöht wird das Romantische dieser Gegend durch die Ruinen des Schlosses Berneck, oder vielmehr der Schlösser — denn es sind ihrer zwei —, welche dicht über dem Städtchen auf einem abgesondert stehenden Felsen, der Schloßberg genannt, liegen. Ganz vorn am Abhange des Berges liegt das erste, oder das alte Schloß Berneck. Ein hundert Fuß hoher viereckiger Thurm, dessen feste Bauart der Zeit und Witterung schon seit Jahrhunderten trotzt, ist noch übrig. Er ist fast ganz unversehrt, hat unten keinen Eingang, aber in der Mitte

eine große Oeffnung, zu welcher man wahrscheinlich durch ein Fallbrücke vom Hauptgebäude aus gelangte. Um ihn her liegen die Reste von den Wohngebäuden und den Mauern, die sie umgaben, zwischen welchen die Industrie der Bernecker Einwohner kleine Kohlgärten angelegt hat. Durch diese Spuren menschlichen Wirkens und Fleißes wird der finstere *Eindruck*, welchen dies Bild der Vergänglichkeit, dieser Ort der Einsamkeit und Ruhe beim Wanderer erzeugt, in etwas gemildert.

Die Anlage der Burg war vortrefflich gegen jeden Ueberall gesichert, denn von allen Seiten umgaben sie Mauern und Wälle, wo der steile Abhang des Berges nicht schützte; aber ganz ohne Ebenmaaß, und so, wie es die Figur der Bergfläche vorschrieb, war sie erbauet. Hinter ihr, auf demselben Bergrücken, nur weit höher, liegen die Ruinen des *zweiten* Berneckschen Schlosses, der Burgstall, Neuenwallenrode oder Hohenberneck genannt. Sie sind ziemlich beträchtlich und zeigen noch deutlich eine weit künstlichere und zierlichere Bauart, und weit mehr Symmetrie als bei dem Schlosse. Vorn am Eingange steht ein Thorhaus mit einem Portale. Ueber diesem findet man noch das Wappen der Familie von Wallenrode, von welcher wir weiter unten mehr hören werden. Von dem Hauptgebäude, das ein längliches Viereck

bildete, stehen noch die vier Wände, theils mehr, theils weniger beschädigt. Um dasselbe herum standen drei runde und ein viereckiger Thurm. Drei davon sind fast der Erde gleich, der vierte, der stärkste und vermuthlich auch der höchste, hat 30 Fuß im Durchmesser, und steht noch 30 Fuß aus der Erde heraus. Ungeachtet dieser Höhe wachsen doch in seinem Innern, das nie ein Sonnenstrahl erleuchtet, Hollunderbüsche und Farrenkraut. Oben, nach dem darüberliegenden Berge zu, wo es am wenigsten durch die Natur gesichert war, war außer dem Schloßgraben noch ein doppelter Wall und Graben vorgezogen, welche noch deutlich zu sehen sind.

Zu diesen Schlössern gehörte eine Kapelle, welche zwischen ihnen, höher als das vordere, und niedriger als das hintere Schloß liegt, jetzt aber auch verfallen ist. Ihre Anlage ist ziemlich regelmäßig. Die vordere Seite, an welcher in der Mitte das Thor angebracht ist, hatte man auch zugleich zur Vertheidigung bestimmt. Sie hatte deshalb auch keine Kirchenfenster, an deren Stelle aber vier viereckige Steine, deren jeder drei Schießlöcher hat. Rechts über dem Thore ist eine steinerne Tafel, mit einem kleinen steinernen Wetterdache bedeckt, eingemauert, auf welcher man folgende eingehauene Worte lies't:

„Da . man . zahlt . nach . Christi . geburt .

„M.CCCC.LXXX . jar . am . sanct . vurage .
„abent . durch . reit . von . wallenrod . ist . der . erst .
„steyn . an . disse . capellen . gelegt.“

Ueber dem Thore ist ein Postament in die Mauer eingefügt, auf welchem ehemals ein Marienbild stand. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts verschwand es in einer dunkeln Nacht, wohin? ist unbekannt. Weniger wahrscheinlich ist es jedoch, daß es gen Himmel als vielmehr zur Erde fuhr. Lustige Buben oder Bigotismus entführten die Patronin dieser Kirche, welche es, wie manches Mariechen in unsern Tagen, geduldig zuließ. Die Kapelle theilte sich, wie man noch sieht, in Schiff und Chor. Neben dem Chor war die Sakristei, und aus dieser gelangte man in das Pfaffenhaus, oder in die Wohnung des Burgkaplans, die aber jetzt der Erde ganz gleich ist.

Dies sind die drei Ruinen der Berneckschen Schlösser auf dem steilen Schloßberge, dessen Fuß die Oelsnitz und der Knoden bespült. Kühn drangen bei ihrer Anlage die Erbauer durch manche Schwierigkeiten, um zu ihrer Sicherheit Werke hinzustellen, deren Ueberreste unsere Enkel noch erblicken werden. Wer diese Erbauer waren, welche Schicksale ihre Werke hatten, wollen wir nun, so weit der Blick in die Geschichte vergönnt ist, sehen.

Es ist eine zu großer Wahrscheinlichkeit gebrachte Hypothese, daß die Wenden in dieser Gegend den

Donnergott Perun verehrten, aus welchem Namen, und der unter den slavischen Nationen nicht ungewöhnlichen Endsylbe ec, Perunec, dann in der verstümmelten Volkssprache, welche nicht selten Wörter zusammenzieht, Perneck oder Berneck wurde. Die vielen wendischen Namen um Berneck herum beweisen, daß sich diese Nation hier auch niederließ. Vielleicht daß von ihnen die alte Burg Berneck zu ihrer Sicherheit angelegt wurde. Ihre Bauart, das ausgenommen, was in spätern Zeiten hinzugekommen seyn mag, trägt auch zu deutliche Spuren eines grauen Alterthums. An einem Paß, in einer wasserreichen Gegend, auf einer Höhe, welche von höhern Bergen gedeckt war, aber doch durch ihren Thurm in viele umliegende Gegenden Aussicht verstattete, war diese Veste gewiß vortheilhaft angebracht. Vielleicht nannten sich die ältesten wendischen Burgmänner von Berneck, nur daß das erste Geschlecht nicht fortdauerte. Die Wenden wurden allmählig vertrieben, die sorbische Mark hörte auf. Es entstand die Herrschaft Plassenberg. Berneck sammt dem Städtchen wurde mit dazu geschlagen, und kam folglich auch an die Herzöge von Meran, und aus Otto's II. Erbschaft im Jahr 1248 an die Grafen von Orlamünde. Die Burgmänner, welche bisher die Veste bewohnten, sind eben so unbekannt, als die ersten Amtleute, welche vermuthlich schon die Herzöge von Meran und Grafen

von Orlamünde hersetzten, um die herrschaftlichen Einkünfte zu besorgen und Gerechtigkeit zu handhaben; denn Kriegsunruhen und Brände vernichteten alle Nachrichten. Durch Erbverbrüderung und Kauf kam Berneck 1338 an die Burggrafen Johann II. und Albrecht den Schönen. Unter ihrer Regierung wurde Berneck ein besonderes Amt, und das Schloß die beständige Wohnung des burggräflichen Amtmanns. 1406 versetzten sie es an die Brüder Arnold und Hans von Wallenrode, wahrscheinlich aus Mangel an Gelde, das damals schon, wie noch jetzt, die großen Herren bei den kleinern suchen mußten. 1431 im Hussitenkriege litt es sehr. Nach der Zeit findet man wieder besoldete Amtleute darauf, woraus zu erhellen scheint, daß es wieder eingelös't seyn mußte. Im zweiten baierschen Kriege des Churfürsten Albrechts Achilles mit dem Herzoge Ludwig in *Baiern*, dem Reichen, wurde es von den Böhmen, als Alliirten der Baiern, fast ganz zerstört. Hernach wurde es zwar wieder aufgebauet, als aber der Amtmann zu Berneck den Burgstall bezog, so verfiel es. Bei seiner ungemein festen Bauart würde jedoch gegenwärtig noch mehr daran zu sehen seyn, wenn es nicht in dem Kriege Albrechts des Streitbaren, wo man sich seiner zur Vertheidigung bediente, durch die bundesständischen Völker äußerst ruinirt worden wäre.

Der Burgstall oder die Burgwohnung — denn

Stal oder Stall hieß ehedem so viel als Wohnung" — wurde aller Wahrscheinlichkeit nach von den Herzögen von Meran angelegt, um dadurch die vordere Burg, der zwar nicht von vorn, wohl aber vom höher liegenden Theile des Berges beizukommen war, desto mehr zu sichern. Diese neue Burg hieß Hohenberneck, weil sie, wie wir oben gesehen haben, höher als die alte Burg lag. Im Hussiten- und baierschen Kriege mochte sie sehr mitgenommen seyn. Churfürst Albrecht von Brandenburg verlieh sie daher im Jahre 1478 an Veit von Wallenrode, unter der Bedingung, sie wieder aufzubauen und zu bewohnen. Aus unbekannten Ursachen geschah dies indessen erst nach 1485. Veit von Wallenrode, der auf seinen Reisen nach Palästina eine bessere Bauart kennen gelernt hatte, gab ihr nach damaliger Art viel Schönheit und Festigkeit, wovon man noch in den Ruinen Spuren entdecken kann. Er nannte sie nach sich Neuenwallenrode. Noch vor vollendetem Bau starb er aber. Seine Nachkommenschaft bestand in drei Töchtern, welche 1499, mit lehnsherrlicher Einwilligung, dieses Gebäude an Albrecht von Wirsberg, Amtmann zu Stein, für 1250 rheinische Gulden verkauften. Der neue Besitzer bauete es nun vollends fertig, überließ es aber zwei Jahre nachher an den Markgrafen Friedrich zu Brandenburg-Kulmbach für 2000 rheinische Gulden.

Nun erhielt es wieder den Namen Hohen-Berneck, und wurde die Wohnung des herrschaftlichen Amtmanns, der bis dahin in der alten Burg gewohnt hatte. Sie wurde noch mehr verschönert, ja sogar mit einer eigenen Wasserleitung versehen. Theils die Unbequemlichkeit des Weges, theils die darauf erfolgten verwüstenden Albertinischen Unruhen, mochten *wohl* die Ursache seyn, daß die Amtleute in der Folge ihre Wohnung unten im Städtchen Berneck nahmen. Es ging daher, weil es nicht mehr unterhalten wurde, nach und nach ein, und jetzt steht nur noch die überaus dauerhaft gebaute Hauptwand des Schlosses, nebst einem beträchtlichen Ueberrest der Mauer, die es umgab.

Zugleich mit dem Schlosse ließ Veit von Wallenrode zwischen den beiden Schlössern auch eine Kapelle erbauen. Das Geschlecht der Wallenrode, *welches* sich durch ritterliche Tugenden, so wie durch Frömmigkeit auszeichnete, hatte zwar schon zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts in der Pfarrkirche zu Berneck der Mutter Maria zu Ehren eine eigene Messe gestiftet; Veit machte sich aber um die Frau Maria noch verdienter. Er mochte auf seinen zwei Reisen nach dem gelobten Lande, vielleicht auch zu Hause, die Bemerkung gemacht haben, daß die Schönen gern allein glänzen, und fand es daher ungalant, daß seine Eltern die heilige Jungfrau mit dem Sankt Niko-

laus, dem Patron der Pfarrkirche, in Rapport gesetzt hatten. Hierdurch veranlaßt, erbauete er im Jahr 1480 eine Kapelle, wo ihr allein gedient werden konnte. Ein Volksmährchen giebt indessen noch einen andern Bewegungsgrund zu dieser Erbauung an. Veit soll sich nämlich auf seinem Zuge nach Jerusalem angemerkt haben, wie viel Schritt es von dem Richthause zu Jerusalem bis an die Schädelstätte, wo Christus gekreuzigt ward, waren. Bei seiner Zurückkunft habe er gefunden, daß es von der Maynbrücke bis an den Platz, wo die Kapelle steht, gerade so viel Schritt waren, daher er sie hier hinbaute. Welche luftige Sprünge machen nicht Volksmährchen! Indessen ist es doch nicht so ganz unwahrscheinlich, denn solcher Mißgeburten religiöser Schwärmerei findet man mehrere. So z. B. sieht man noch jetzt vor dem Kielschen Thore der Stadt Sangerhausen in Thüringen zwei steinerne Säulen, welche ein Ludwig von der Asseburg 1557 aufrichten ließ, um damit die Länge des Weges anzudeuten, auf dem Christus sein Kreuz selbst tragen mußte, wovon er das Maaß auch mit aus dem gelobten Lande zurückgebracht hatte.

Veits drei Erbinnen behielten beim Verkauf des Schlosses das Kapital, für dessen jährliche Zinsen der heiligen Jungfrau ewige Messen gelesen werden sollten, für sich, indem sie es besser anzuwenden glaubten. Wer möchte auch hierunter, ohne dem schönen

Geschlecht zu nahe zu treten, einen andern Beweggrund suchen wollen! Dieser Mangel an einem Fonds zum Messelesen und die Reformationszeit bewirkten daher den allmähligen Verfall der Kapelle.

Uebrigens sind die Berneckschen Schlösser, wie auch ihre Geschichte schon lehrt, nicht unter die Reihe der Raubschlösser zu setzen, indem sie immer die friedliche Wohnung der Beamten waren.

* * *

Ruinen merkwürdiger Gegenden und Alterthümer des fränkischen Kreises, 1stes Heft: die Gegend von Berneck, von J. G. Hentze, Baireuth 1790. 4.; und: Ruinen, Alterthümer und noch stehende Schlösser auf und an dem Fichtelgebirge (von Helfrecht), Hof 1795. 8. sind die Quellen, aus denen ich die vorstehenden Nachrichten geschöpft habe. In ersterm findet man zwei perspektivische Ansichten des Städtchens und der Ruinen von Berneck, in letzterm eben solche Ansichten der Schlösser und der Kapelle, wie auch Grundrisse von allen dreien. In ästhetischer Hinsicht haben sie wenigen Werth, sie geben aber ein deutliches Bild von den Ruinen, welche wohl werth wären, durch die Hand eines wirklichen Künstlers dargestellt zu werden.

XVII.

Strausberg.

Dort wirbelten Dirnen im Prunksaal hinab,
hier tönten die Becher mit Wein.
Der Prunksaal zertrümmert, die Dirnen im Grab,
die Wind' ihre Asche zerstreun.

F. G.

XVII.

Strausberg.

Es wird mir recht schwer, meine Empfindungen zu zügeln, und die Gefühle, die mich bei der Erinnerung an die Ruinen von Strausberg ergreifen, zu unterdrücken. In ihrer Nähe verlebte ich einst die glücklichsten Stunden meiner Jugend. Umgeben von ihnen saß ich oft im traulichen Zirkel einer achtungswerthen Familie, die einer Ruhebank an einer verfallenen Mauer, von wo man der lieblichsten Aussicht genoß, den passenden Namen Sans-Souci beigelegt hatte. Hier schwärmte ich oft an der Seite eines Freundes in Plänen für die Zukunft, hier erschien mir die Welt voll ihrer Menschen noch im rosenfarbenen Lichte. Der Zauber der vor uns liegenden Landschaft, der Zauber unserer lebhaften, warmen Phantasie, ach! wohin versetzten uns diese nicht! Selige, glückliche Augenblicke waren es! O Erinnerung, führe mich nicht oft zu ihnen zurück, denn — sie sind verschwunden. Die Scene hat sich geändert. Der Blick auf jene Zeit der Jugend und Unbefangenheit ist bittersüß, ist

wehmüthig stimmend. Zerflossen sind die Gebilde und Träume der Jahre des schuldlosen Frohsinns, zerflossen im wirklichen Leben unter Menschen, wie sie sind. Verhältnisse haben den Zauberspiegel, in den ich damals blickte, zerbrochen. Doch — zu viel schon der Worte für mich und nur für Wenige noch. —

Die Ruinen des Schlosses Strausberg liegen im Fürstenthum Schwarzburg, Rudolstädtschen Antheils, im Amte gleiches Namens; Nordhausen ist drei, Sondershausen zwei Stunden davon entfernt.

Der Erbauer desselben ist unbekannt, seine frühesten Besitzer waren aber die Grafen von Kirchberg, welche das eine halbe Stunde davon gelegene Schloß Kirchberg bewohnten. Von ihnen bekam es im 13ten Jahrhundert die reiche und ansehnliche Familie Kämmerer pfandweise in Besitz, welche sich nach ihren verschiedenen Besitzungen bald Kämmerer von Mühlhausen, Kämmerer von Almenhausen, Kämmerer von Strausberg u. s. w. nannten. Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts traten diese das Schloß an die Grafen von Hohnstein, wahrscheinlich kaufweise, ab. Zwischen den Jahren 1308 und 1320 geschah dies zuverlässig, denn unter noch vorhandenen Urkunden schrieben sie sich im Jahr 1308 Herren von Strausberg, und 1320 vormalige Herrn von Strausberg. Auch findet man, daß sich schon 1324 Graf Dietrich III. von Hohnstein Herr von Sondershausen und Straus-

berg schrieb, und sein Sohn Heinrich III. auf dem Schlosse Strausberg oft residirte. Dieser Graf Heinrich starb 1356 nach Ostern ohne männliche Erben. Da er mit seinen Schwiegersöhnen, den Grafen Günther XXV. und Heinrich XVI. von Schwarzburg einige Jahre vorher ein vom Kaiser auch bestätigtes Successionspactum errichtet hatte, so fiel nach seinem Tode die Herrschaft Sondershausen und Strausberg an diese.

Graf Heinrich liebte Strausberg sehr. Das dabei gelegene Dorf, wovon man jedoch nichts mehr sieht, suchte er auf alle Art zu heben. Mit Kaiser Karls IV. Erlaubniß uud Bestätigung wandelte er es in einen Marktflecken um, und erhielt darüber, so wie über das dazu gehörige Gebiet, die Gerichtsbarkeit über Hals und Hand, ohne weitern Einfluß der kaiserlichen Vögte. Auch das Schloß wurde von ihm verbessert und vergrößert.

Siebzehn Jahr lang war er aber nur Besitzer davon, denn 1373 starb er, und seine Länder fielen an seine Vettern. Diese errichteten im Jahr 1419 einen Erbvertrag mit dem Grafen zu Stollberg und Wernigerode, in welchem sie eine wechselseitige Succession in ihren Besitzungen verabredeten. Da nun der Erzbischof von Mainz Lehnsherr verschiedener in diese Erbverbrüderung mit eingeschlossener Oerter und Schlösser war, so war dessen Einwilligung dabei

nöthig. Diese zu geben, weigerte sich derselbe auch nicht; er belieh alle diese Grafen zur gesammten Hand mit seinen Lehnen, begab sich zugleich gewisser Ansprüche, die er auf das auch Schwarzburgsche Städtchen Heringen in der goldenen Aue, das jetzt der Schwarzburg-Rudolstädtschen Linie zugehört, hatte jedoch Alles dies unter der Bedingung, daß dafür Strausberg und der Ort Keula, der gegenwärtig der Schwarzburg-Sondershäusischen Linie gehört, bei dem Stifte Mainz zu Lehn gehen sollten. Dies wurde zugestanden, und seitdem war Strausberg ein Mainzisches Lehn.

Sowohl die Grafen von Hohnstein als die von Schwarzburg hatten stets Burgmänner oder Burgvögte auf dem Strausberge, welche in ihrer Abwesenheit für die Vertheidigung desselben Sorge tragen mußten. Die vornehmsten davon waren die von Werther, von Germar, von Wittern, von Tütcherode, von Wurmb, von Gleichen u. s. f.

Bis zum Jahr 1465 fiel nichts in der Geschichte unseres Schlosses vor. Da aber wurde es mit allem dem, was dazu gehörte, nämlich den Dörfern Immenrode, Kirchberg, Wangen, Strausberg und Volkramshausen von dem Grafen Heinrich dem 31sten, an Bethmann von Tütcherode, der wahrscheinlich damals eben Burgvogt des Schlosses war, für 500 Mark Silber wiederkäuflich abgetreten. Zugleich wurde fest-

gesetzt, daß wenn der von Tütcherode ohne Leibeserben stürbe, Lutze Worm (von Wurmb) in dem unter Strausberg liegenden Dorfe Großen-Furra (jetzt Sächsisch) ganz in seine Stelle treten, jedoch verbunden seyn solle, gegen Erlegung der Hälfte obiger Summe sämmtliche Besitzungen wieder zurückzugeben. Was den Grafen Heinrich bewegen mochte, diese Veräußerung vorzunehmen, sagt die Geschichte nicht. Wahrscheinlich aber brauchte er Geld, das in den damaligen Zeiten nicht anders zu erhalten war, als wenn man Land und Leute dafür versetzen konnte.

Graf Günther von Schwarzburg lös'te 83 Jahre nachher Strausberg wieder ein. Er muß aber auch in schlechten Umständen gewesen seyn, denn er mußte, um dies zu bewerkstelligen, 1800 Gulden dazu erborgen. Nach dieser Zeit ist es nie wieder in fremden Händen gewesen, sondern immer beim Hause Schwarzburg geblieben.

In einer Theilung der Grafen, welche 1552 geschah, erhielt Graf Wilhelm das Schloß Strausberg. Seine Residenz war in Frankenhausen, aber er hielt sich oft, besonders im Sommer, mit seinem Hofstaat auf dem Strausberge, dem er sehr gewogen war, auf. Im Jahr 1584 ließ er das ganze Schloß repariren, was noch jetzt die Jahrzahl über dem Eingange des mittelsten Gebäudes beurkundet, und starb auch daselbst im Jahr 1598. Seitdem hat keiner der nachfolgenden

Besitzer wieder da gewohnt, noch sich daselbst lange Zeit aufgehalten. Jetzt gehört es der Rudolstädtschen Linie des Hauses Schwarzburg.

Zwar ist es nicht ganz verfallen, alle Gebäude sind auch noch mit Dächern versehen, aber die Alles zerstörende Zeit hat schon Vieles mürbe gemacht; und da ihm alle Fenster mangeln, so ist es den Verwüstungen des Wetters ganz ausgesetzt. Schade ist es, daß man seinem Untergange nicht Einhalt thut, denn die Aussicht aus den obern Gemächern ist überaus lieblich und reizend. Man sieht die ganze Kette der Harzgebirge, den Brocken, und nächst mehrern Dörfern die Stadt Nordhausen vor sich. Auf den übrigen Seiten wird es von Waldungen umgeben, denn es liegt zwar auf einem hohen langen Gebirge, aber nicht dicht am Abhange desselben, sondern mehr zurück, so daß es nur durch ein enges tiefes Thal, *zwischen* zwei hohen Bergen hindurch jenen freien Blick hat. Aber eben dieser beschränkte Gesichtskreis, diese Verborgenheit im Gebirge, giebt der Aussicht einen melancholisch-sanften Charakter. Wer in stiller Abgeschiedenheit, entfernt vom Getümmel der Welt, einsam und doch angenehm leben wollte, für den wäre das Schloß Strausberg ein passendes Plätzchen.

Der Gemächer sind noch viele. Ein großer Saal mit Resten von Mahlereien, und eine kleine Kirche, worin noch jetzt von dem Prediger des Dorfes Im-

menrode alle vierzehn Tage Gottesdienst gehalten wird, sind die erhaltensten Theile darin. Diese Kirche stifteten die Grafen von Hohnstein. Sie war reichlich dotirt, hatte einen eigenen Prediger, mehrere Hufen Land, Zinsfrüchte, und besaß auch das noch vorhandene Vorwerk beim Schlosse Kirchberg. Bis zur Reformation stand sie unter der geistlichen Inspection des Erzbischofs zu Mainz, und seines Archidiakonus, des Probsts zu Jechaburg, welches Kloster eine gute Stunde davon lag. Graf Wilhelm von Schwarzburg, der eine Betschwester zur Frau hatte, ließ, auf Veranlassung ihrer unersättlichen Bigotterie, diese Kirche ganz neu einrichten, einen Altar und einen Taufstein aus Muschelmarmor, welchen man nicht weit vom Schlosse brach, verfertigen, und auch die Kanzel neu errichten. Noch jetzt sieht man in einem der Fenster die gemahlten Wappen Wilhelms und seiner Ehefrau nebst ihrem Namen, und hinter dem Altar stehen folgende Chronostichen:

hIC DIVInae aeDeM trIaDI pIetate saCraVIt
sLICorVM VIVVM stIrpIs eLysa DeCVs.

Elisabeth war eine Gräfin von Schlicken. Ferner:

qVIsqVIs es aVDItor VerbI, sI ConCIo sana,
perCIpIas Vera CoeLICa Verba fIDe.

Der veralteten Spielerei zu Folge findet man in den ersten beiden Zeilen die damalige Jahrzahl der Welt,

und in den letzten die Jahrzahl der christlichen Zeitrechnung 1590, wo diese Restauration der Kirche vorgenommen war.

Um die Außenseite des Schlosses läuft ein tiefer, in den Felsen gehauener Graben, über welchen vordem eine Zugbrücke führte, jetzt aber eine fest liegende angebracht ist. Im Hofe steht noch ein hoher, runder, wohlerhaltener Thurm, auf dessen Spitze sich eine Fahne dreht. Der ehemalige Ort Strausberg ist verschwunden, aber dicht neben dem Schlosse liegt ein fürstliches beträchtliches Guth gleiches Namens.

* * *

Die historischen Nachrichten habe ich aus Mülderers Beschreibung einiger Bergschlösser in Thüringen, Leipzig 1752 S. 71 genommen; die örtlichen Angaben aber durch eigene Ansicht erhalten.

XVIII.

N o r d e c k.

Schweigen ruh't in der Burg; den Hain durchjubeln nicht mehr Hörner der Jagd: nur im Geklüfte tönt die Klage der Eul' und auf den Zinnen Rabengekrächze.

XVIII.

N o r d e c k.

Drei Stunden von Marburg erhebt sich eine waldige Anhöhe, der kalte Steg genannt, auf deren Gipfel das Schloß Nordeck lag. Noch sieht man davon eine hohe Warte und einzelne Ruinen. Die Mauern der erstern sind zehn Werkschuh dick. Inwendig findet man noch Spuren einer bis oben hinauf gehenden Wendeltreppe. Einer der letzten Inhaber des Schlosses, der im Jahre 1794 verstorbene Geheimderath von Rau, ließ einmal in den Boden dieser Warte graben; fand aber nichts als Skelette und Knochen von Menschen, die vielleicht auf die traurigste Art ihr Leben in diesem Kerker geendet hatten. Neben der Warte steht ein noch bewohnbares Gebäude, dessen gothische Bauart beurkundet, daß es aus spätern Zeiten abstamme, und kein Theil der alten Burg war. Auch giebt eine Inschrift über der Thür des Flügelgebäudes den Freiherrn Philipp Adolph von Rau, den Stifter der Nordecker Linie, als den vermuth-

lichen Wiederhersteller und Verbesserer des Gebäudes, und darunter den 18ten März des Jahres 1675 an. Aus den Fenstern dieses Gebäudes übersieht man eine schöne Landschaft, reich an den mannichfaltigsten Abwechselungen. Gegen Mittag liegt im Vordergrunde das Dorf Nordeck nebst mehrern Mühlen, weiterhin andere Dörfer. Das Flüßchen, die Lumde, schlängelt sich durch ein Thal, und in der weitesten Ferne ragt das unter dem Namen des Vogelberges bekannte Gebirge hervor. Gegen Abend sieht man das Städtchen Allendorf an der Lumde, und gegen Mitternacht einen steilen mit Wald bewachsenen Felsen, der braune Stein genannt, von welcher schauerlichen Nord-Ecke das Schloß den Namen erhalten haben soll.

Beim gänzlichen Mangel an glaubwürdigen Nachrichten läßt sich durchaus keine zusammenhängende, sondern nur Bruchstücke der Geschichte des Schlosses Nordeck liefern. Was davon bekannt ist, möchte Folgendes seyn.

In alten Zeiten machte Nordeck mit dem übrigen Londorfer Grunde eine eigene Herrschaft aus. Die Grenzen derselben lassen sich aber nicht mehr genau bestimmen. Ihre Besitzer, die Herren von Nordeck, waren Reichsherren oder Dynasten. Nordeck scheint der Hauptsitz dieser Dynastie und das ursprüngliche Stammhaus des Geschlechts derer von Nordeck, das jedoch längst erloschen ist, gewesen zu seyn.

Die Geschichte des Londorfer Grundes nebst Nordeck reicht bis in die früheſten Zeiten hinauf. Volksſagen und eine geſchriebene Chronik melden zwar, daß Karl der Große ſeine beiden Waffenträger Childebert und Ohlhard damit beſchenkt habe, welche Nordeck und das unweit davon im Thale gelegene Schloß Rabenau erbauet hätten; allein das ſind unerweisliche Behauptungen. Erbliche Namen hatte man zu jener Zeit noch gar nicht, und an gültigen Urkunden fehlt es ganz. Solche Erzählungen entſtanden meiſt in einer Periode, wo man das Verdienſt des Adels nur nach Jahrhunderten abmaß, und ihm Vorfahren aus einer Zeit andichtete, die für uns ein undurchdringliches Dunkel bleiben wird. Vielleicht war Nordeck eine von den Herrſchaften, welche Karl der Große in Deutſchland angeordnet hatte, deren jeder er einen Landrichter oder Grafen vorſetzte. Dieſe Landrichter machten ſich in der Folge zu erblichen Herren ſolcher Diſtrikte: und daher kann vielleicht jene Fabel entſtanden ſeyn.

Der erſte Herr von Nordeck, von dem mit Gewißheit etwas geſagt werden kann, hieß Thiemo, und lebte ums Jahr 1080. Seine Gattin war Hildegard, Gräfin von Thüringen, eine Tochter Ludwigs des Bärtigen. Vielleicht war er einer von den duodecim militaribus, die mit Ludwig dem Bärtigen auf gut Glück nach Thüringen kamen, und welche wir

bei der Geschichte der Schauenburg am Thüringer Walde demnächst näher kennen lernen werden. Im Oktober 1336 wurde Nordeck mit 300 Mark Silbers dem Landgrafen Herrmann von Hessen, dem Sohne Otto's I., einem jüngern Bruder des regierenden Landgrafen Heinrichs des Eisernen, von diesem zur Appanage eingeräumt, und Herrmann schlug seinen Wohnsitz da auf. Er besaß es bis an seinen Tod, 1367, und ward gewöhnlich Herrmann von Nordeck genannt. Nach seinem Tode fiel es an Heinrich den Eisernen zurück, der es einige Jahre darauf nebst dem Städtchen Allendorf an Herrmann Schutzbar, genannt Milchling, zur Belohnung treuer Dienste, und weil er ihm 5654 Pfund Heller geliehen, womit er Homburg von den von Riedeseln wieder eingelös't hatte, gab. In der Zeit von 1395 bis 1427 scheint es wieder von dieser Familie abgekommen zu seyn. An wen es aber nun gelangte, ist unbekannt. Eben so wenig weiß man, zu welcher Zeit Nordeck an die Familie von Nordeck, welche jedoch nicht von der ältern Familie dieses Namens abstammt, oder wann es an die Familie von Rau zu Holzhausen, welche es gegenwärtig besitzt, gekommen ist, oder ob und wie lange diese beiden Familien zugleich im Besitze desselben gewesen sind.

Die noch blühende Familie der von Nordeck zur Rabenau scheint, wie ich eben erwähnte, nicht von

den ältesten Nordeckern abzustammen. Höchst wahrscheinlich waren sie anfänglich nur Burgmänner und Vasallen der alten Herren von Nordeck, welche die Burg Nordeck zu vertheidigen hatten, aber deswegen auch, wie im Mittelalter oft geschah, den Namen ihrer Lehnsherren, oder der Burgen, die sie vertheidigen mußten, mit angenommen haben. Aehnliche Beispiele liefern im Nassauschen die adeligen Geschlechter v. Nassau, v. Dietz, so wie in Thüringen die v. Beichlingen, v. Sangerhausen, v. Wiehe u. s. f., welche sämmtlich zum niedern Adel gehörten, Vasallen und Burgmänner der Grafen und Dynasten gleiches Namens waren, und die Namen ihrer Lehnsherren geführt haben.

* * *

Die Hessischen Denkwürdigkeiten von Justi und Hartmann, 1ster Bd. 1799. sind die Quelle, aus der Vorstehendes extrahirt ist. Eine Abbildung der Ruinen ist mir nicht bekannt.

XIX.

Rötteln.

Seht ihr die zerstörte Veste
dort auf jenem Hügelrund?
Drohend starren ihre Reste
nach dem nahen Wiesengrund.
Den ergreift ein ängstlich Beben,
der allein die Kühnheit hat,
und in grauer Dämm'rung Weben
diesen ernsten Trümmern naht!

Justi.

XIX.

Rötteln.

Unter der Menge von alten Schlössern, welche die Ufer des Rheinstroms zieren, hat Rötteln eine der schönsten und interessantesten Lagen. Es liegt im Anfange des Wiesenthals, 2½ Stunde von Basel und eine halbe Stunde von Lörrach im Großherzoglich Badenschen Oberamte Rötteln auf einem nicht sehr hohen fruchtbaren Berge. Ungeachtet der geringen Höhe des Berges hat man doch auf demselben die vortrefflichste Aussicht, besonders in das schöne Wiesenthal. Der dabei liegende kleine Ort Rötteln kommt schon ums Jahr 898 in einer Urkunde vor. Wann aber das Schloß erbaut ist, läßt sich nicht bestimmen. Im Anfange des eilften Jahrhunderts gehörte es schon Herren von Rötelein, von welchen 938 einer dem ersten Turnier in Magdeburg beigewohnt haben soll. Es waren stattliche Ritter, deren Besitzungen nicht gering gewesen zu seyn scheinen. Sie gehörten zu den angesehensten Familien, und waren mit vielen fürstlichen

Häusern nahe verschwägert. Markgraf Rudolph I. von Hochberg-Sausenberg hatte eine Dynastin von Rötteln zur Gemahlin, daher er auch 1311, wo Walther von Rötteln ohne Kinder starb, die Herrschaft Rötteln mit des Verstorbenen Oheim, Lutold, gemeinschaftlich erbte. Nach des Letztern Tode kam die Herrschaft ganz an die Markgrafen von Hochberg-Sausenberg, welche auch ihre Residenz aus dem alten Sausenberg in das angenehmere Rötteln verlegten.

Als diese Markgrafen ausstarben, fiel Rötteln an Christoph I., Markgrafen von Baden, von dem es noch mehr befestigt, vergrößert und verschönert wurde. Es bestand damals aus zwei festen Burgen, der obern und der untern. Die letztere hieß die Vorburg.

Nach der Theilung der Badenschen Lande 1535, fiel es nebst der ganzen Herrschaft der jüngern Linie zu. Mehrere Markgrafen, besonders Georg Friedrich, residirten noch auf dem Schlosse.

In mehrern Kriegen wurde es belagert und eingenommen. 1333 belagerten es die Basler. Im Bauernkriege litt es auch sehr. Im dreißigjährigen Kriege wurde es 1638 vom Herzog Bernhard von Weimar erobert, weil es Kaiserliche und Lothringische Truppen inne hatten. Im Jahr 1678 eroberten es die Franzosen, sprengten und zerstörten es zugleich mit den Schlössern Badenweiler und Sausenburg, und seit

dieser Zeit liegt es in seinen Ruinen, welche noch von seiner ehemaligen Größe und Schönheit zeigen. Im obern Schlosse findet man noch an zwei Orten über dem Portal des Wohngebäudes und über der Pforte des obersten Gebäudes das Badensche Wappen mit der Jahrzahl 1488. Auch am Hausthore der Meierei, welche bei den Ruinen liegt, sieht man das Badensche Wappen mit der Jahrzahl 1494.

Das Erzhaus Oesterreich machte einmal Ansprüche auf die Lehnsherrlichkeit über dieses Schloß, und im Jahre 1371 ließen sich einige Markgrafen zu Insbruck vom Erzherzog Leopold damit beleihen; allein nachher geschah dies nicht wieder, und im Jahre 1741 entsagte Oesterreich diesem Rechte ganz.

Der Ort Rötteln war sonst ein bedeutender Marktflecken, und einer Stadt ähnlich; jetzt stehen kaum noch fünf bis sechs Häuser davon.

* * *

Geographisch-statistisch-topographische Beschreibung von dem Churfürstenthum Baden.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

W. Parsch
Peiting/Obb.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gottschalck, Kaspar Friedrich,

Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands

Bd.: 1

Halle (1810)

Germ.g. 636 t-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10018095-4